



Jeden Sonntag erscheint
eine Nummer.

Vierunddreißigster Jahrgang.

N. 38.

Stuttgart, Leipzig und Wien.

Preis einer Nummer
15 Pfennig.

Die Mine von St. Gurlott.

Roman nach dem Englischen

von

W. W a n n a.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Eines Mordes wegen! Das Wort allein ließ mich erstarren, in äußerster Bestürzung sah ich auf den, der es ausgesprochen.

„Was sagen Sie?“ rief ich zurückweichend. „Wer sind Sie?“

„Das sollen Sie alsbald erfahren,“ erwiderte der Mann in kühnem Tone, „vorerst wäre es mir lieb, zu wissen, ob Sie weiteren Lärm zu machen gedenken, oder uns gutwillig folgen wollen.“

Während er dies sagte, waren zwei uniformirte Polizeibeamte in das Zimmer getreten, er nickte ihnen zu, griff mit aller Kaltblütigkeit in seine Tasche und entnahm derselben ein paar Handschellen.

„O Hugh!“ schrie Annie laut auf, „was hast Du gethan?“

Ohne ihr zu antworten, starrte ich wilden Blickes auf die Männer, dann, einem unwillkürlichen, wahnwitzigen Impulse folgend, stürzte ich nach der Thüre. Als bald warfen sich die Beamten auf mich, ein kurzer, ungleicher Kampf folgte, dann war ich überwältigt und mir die Handschellen angelegt.

Der Mann in Civilkleidern, der mich zuerst angeredet, sah mich mit grimmem Lächeln an.

„Sie scheinen ein gefährlicher Bursche zu sein,“ sagte er, „es nützt Sie aber nichts. Sie hätten besser gethan, sich gutwillig zu fügen. Nun aber passen Sie auf! Ich habe den Auftrag, Ihnen mitzutheilen, daß, was immer Sie dem Augenblick Ihrer Verhaftung an thun oder sprechen, zu Protokoll genommen werden wird!“

„Aber um Gotteswillen, was soll denn all das heißen? Wer ist ermordet worden?“

Der Mann lächelte wieder.

„So, das wissen Sie nicht? Vermuthlich werden Sie auch nicht Hugh Trelany heißen und der entlassene Aufseher der St. Gurlott Mine sein wollen.“

„Allerdings heiße ich so, doch —“

„Das denken wir eben auch und Trelany ist just der Name, den wir da auf unserem Verhaftsbefehl haben. Meine Pflicht ist, Sie festzunehmen als verdächtig des Mordes an Mr. Ephraim S. Johnson, der nach Ihrer Entlassung Ihre Stelle versah.“

„Johnson — ermordet!“ schrie ich. „Das ist nicht möglich!“

„Nein, nein, durchaus nicht!“ erwiderte in gleich mäßigem Tone der Beamte; „der Ermordete wurde am Fuß der Klippe mit zerschmetterter Hirnschale aufgefunden, seine Leiche zeigte Spuren erlittener Gewaltthat, mehrere Messerstiche, und, ich wiederhole Ihnen, man hat Sie dringend im Verdacht, das Geschäft besorgt zu haben.“

Wie vom Blitz getroffen fiel ich, einige unverständliche Worte stammelnd, in einen Stuhl. Annie stand wie versteinert da — noch sehe ich sie vor mir, starr, thränenlos, geisterhaft bleich.

Es folgte eine minutenlange Pause. Ihres Gefangenen sicher, ließen die Beamten mich ruhig zu Atem kommen. Nach und nach gelang es mir, wieder einige Fassung zu gewinnen, mein Denken wurde klarer, ich war verhältnismäßig wieder ganz ruhig.

„Ich werde mit Ihnen gehen,“ sagte ich, „ich bin vollständig unschuldig; bis zu diesem Augenblick habe ich nicht um diese furchterliche That gewußt.“

„Natürlich nicht!“ erwiderte gemüthlich der Beamte. „So sagen sie alle, junger Mann, und es ist auch am Ende jeder so lange unschuldig, bis man ihm das Gegenteil bewiesen hat.“

„Aber ich war ja gar nicht dort! Ich verließ St. Gurlott vor zwei Tagen.“

„Stimmt!“ war die trockenen Tons gegebene Erwiderung. „Andern Morgens machten Sie sich davon. Man fand die Leiche in der Frühe des 23. Gestern ist der Verhaftsbefehl ausgestellt worden.“

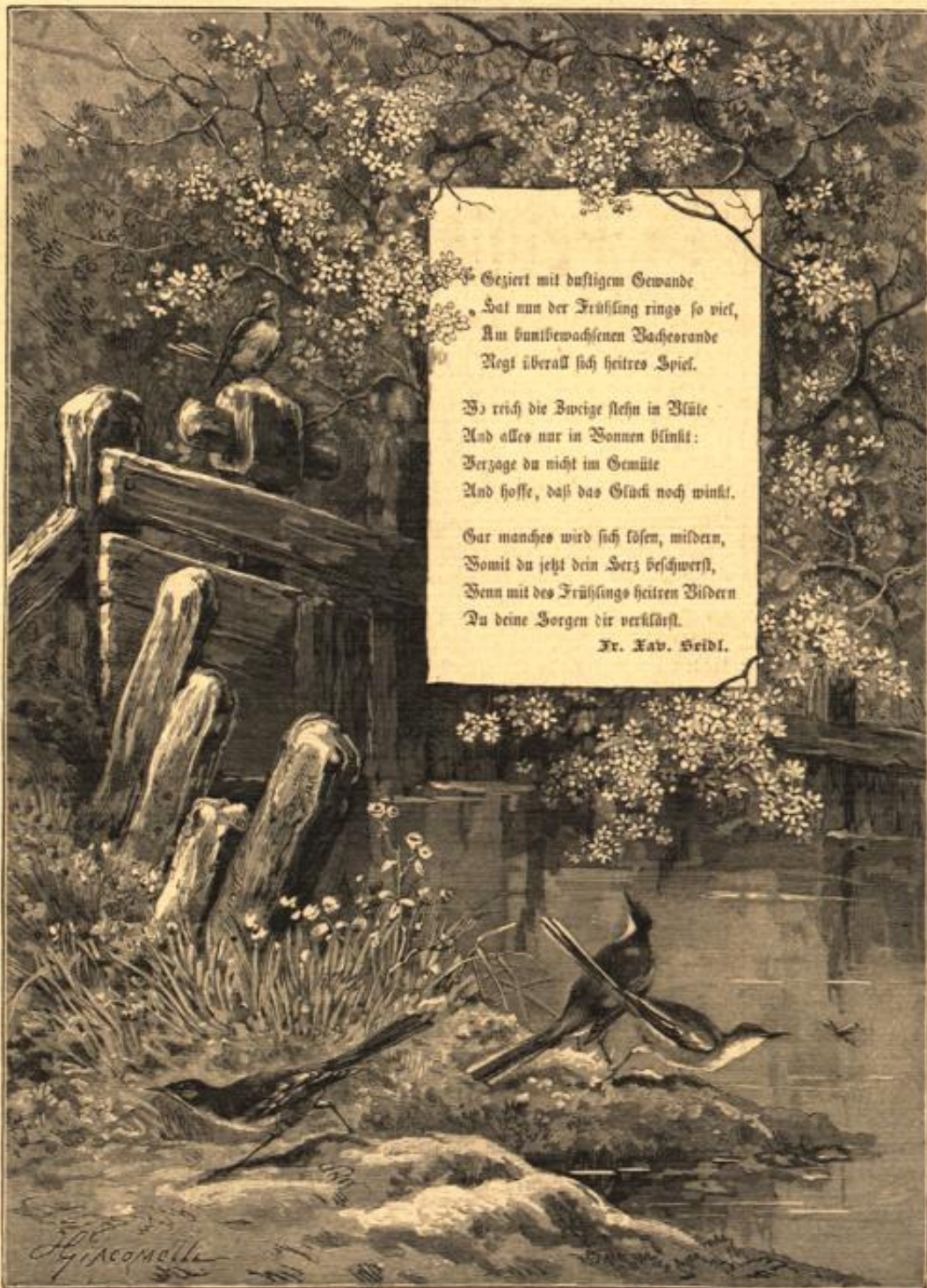
Ich fühlte, wie sich das Netz um mich zusammenzog. Erst war mir die furchterliche Anschuldigung beinahe albern vorgekommen, nun aber begann mir die Gefährlichkeit meiner Lage klar zu werden. Wenn Johnson wirklich ermordet worden war und, wie es den Anschein hatte, gerade in jener Nacht, so mußte der Verdacht notgedrungen auf mich fallen. Ich erinnerte mich mit Schrecken meiner letzten Begegnung mit dem Ermordeten — gerade vor meiner Abreise. Entsetzliche Bilder stiegen in mir auf.

Ich wußte ja, daß ich unschuldig war — wer aber war der Schuldige? Wie ich mir die Frage vorlegte, sah ich wieder auf Annie, die mich immer noch aufmerksam beobachtete, in diesem Augenblick fiel mir der Onkel ein! Hatte John Pendragon wohl in einem Moment der Raserei das Leben des Mannes vernichtet, den er für den Verführer seiner Tochter hielt? Der Gedanke war zu schrecklich, ihn auszudenken, und doch — heiliger Gott, es war möglich!

„Nun, sind Sie jetzt bereit?“ sagte der Beamte, seine Hand auf meine Schulter legend.

Ich erhob mich ruhig. Wie ich so that, sprang Annie mit gerungenen Händen auf mich zu.

„Hugh, lieber Hugh! Sag mir, daß Du es nicht gethan hast! Ich kann nicht — kann nicht glauben, daß Du einen Mord begangen!“



April. Zeichnung von G. Giacomelli.

Wie ich sie ansah, verhärtete sich mein Herz zu Stein. „Mögest Du einst“, sagte ich feierlich, „für Dein Thun ebenso gut Rechenschaft ablegen können, wie ich für das meine. Von Dir ist das Unheil ausgegangen. Wenn wirklich ein Mord begangen wurde, so fällt auch ein Teil der Schuld auf Dich — denk daran!“ Das waren grausame Worte, die ich nachher bitter bereute; aber ich gedachte dabei ihres Vaters und wie schwer Annes Vergehen auf ihm gelastet haben müsse, wenn es ihn wirklich bis zum Mord getrieben haben sollte. Ob sie mich verstanden oder nicht, kann ich nicht sagen, sie sank, die Hände vor das Gesicht haltend, auf einen Divan und schluchzte trampschaft. Was nun folgte, schien mir mehr ein fürchterlicher Traum als wirkliches Erlebnis zu sein! Ich wurde die Treppen hinunter geführt und in einen Wagen gesetzt, der rasch davonrollte. Den gleichen Nachmittag noch fuhr ein Kriminalbeamter mit mir per Eisenbahn nach Falmouth und lieferte mich, gebunden und gefesselt, in das dortige Gefängnis ab.

Es heißt, daß der beste Trost eines unschuldig Angeklagten das Bewußtsein seiner Schullosigkeit sei, daß dies Bewußtsein ihn aufrecht erhalte und die Last seiner Ketten vermindere — ich fühlte nichts davon! Die erste Nacht im Gefängnis war so gut wie so manche nachfolgende einfach fürchterlich! Wäre ich wirklich schuldig gewesen, ich hätte wahrlich nicht größere Pein ausstehen können, als ich da erduldet.

Die ganze Sache war so gräßlich, so unerwartet über mich gekommen — mir war, als ob sich die Erde aufthun und mich verschlingen sollte. Durch eine seltsame Verkettung von Umständen war Johnson gerade in der Nacht vor meiner Abreise ermordet worden, just zu einer Zeit, wo er und ich uns feindlicher denn je gegenüber gestanden hatten. Alles fiel mir ein, was ich jemals von unschuldig Verurteilten gelesen, die auf Grund ähnlicher erdrückender Beweise schuldig befunden worden waren. Und dann dachte ich mir, wie schwer gerade meine Abreise gegen mich zeugen würde!

In der verzweifeltsten Lage, in der ich mich befand, war es besonders ein Gedanke, der mich unablässig quälte und verfolgte. Was mußte Madeline denken, wenn sie hörte, welch feiger That man mich beschuldigte? Alles glaubte ich ertragen zu können, nur das eine nicht — daß sie sich von mir abwendete.

Meine Haft dauerte nicht lange. Schon den andern Tag wurde ich aus dem Gefängnis geführt und auf einen Leichterwagen zu einem Polizeibeamten gesetzt, ein zweiter plazierte sich neben dem Fuhrmann. Eine Voruntersuchung sollte angesichts der Leiche des Ermordeten in St. Gurlott stattfinden und bei dieser war selbstverständlich die Gegenwart des vermeintlichen Täters notwendig.

Wie lebhaft erinnere ich mich noch dieser Fahrt! Schnee war in der Nacht gefallen, der Himmel wolkenbedeckt, die ganze Gegend winterstarr und öde. Wir fuhren den gleichen Weg, den ich vor Jahren mit John Rudd gemacht; damals war ich ein verwaiseter Knabe, heute ein schwer gebeugter Mann!

Ich trug einen langen Ufster, in dessen Falten ich meine gefesselten Hände verbarg, und doch meinte ich, daß jeder der an uns Vorbeipassierenden es mir ansehen müsse, daß ich ein gerichtlich des Mordes Angeklagter sei. Was half mir da das Bewußtsein meiner Unschuld — ich verging beinahe vor Scham!

Was mit John Rudds schwerfälligem Botenwagen, mit seinem zahllosen geschäftlichen Anhalten, mit Schwaben und Einfehren zur Tagereise geworden, dauerte jetzt nur fünf bis sechs Stunden. Um sechs Uhr morgens waren wir abgefahren, noch vor Mittag kamen wir schon in Sicht von St. Gurlott.

Als wir durch das Dorf rasselten, sah ich verschiedene der Minenarbeiter vor ihren Häusern stehen, ich konnte ihnen nicht ins Gesicht sehen. Bald darauf kamen wir an unserem Hause vorbei, an dem Hause, in dem ich so lange glücklich und in Frieden gelebt; es war mir eine förmliche Erleichterung, daß ich weder Onkel noch Tante zu sehen bekam. Wir fuhren weiter bis zum Beginn des Redruthschen Besitzums, dort wurde zu meinem Erstaunen Halt gemacht, einer der Beamten sprang von dem Wagen und öffnete das Gitterthor der Einfahrt.

Langsam fuhren wir durch die Allee; als wir vor dem Herrenhause hielten, stand dessen Frontthüre weit geöffnet, eine Menge von Leuten, Beamte, von der Dienerschaft und aus dem Dorfe waren vor derselben versammelt.

„So, jetzt steigen Sie herunter!“ sagte mein Begleiter und ich folgte seiner Weisung. In diesem Augenblick drängte sich jemand durch die Umstehenden, mein Blick begegnete dem ehrlichen Gesichte John Rudds. Der treue Geselle streckte mir seine Hand entgegen, als er bemerkte, daß ich Handschellen trug, legte er sie mir auf die Schulter.

„Nur nicht verzweifeln, Master Hugh!“ rief er. „Da ist auch nicht einer in St. Gurlott, der's glaubt, daß Sie ihn umgebracht haben. Darum Kopf oben, sie werden Sie bald frei lassen müssen!“

Ich dankte ihm für seine Trostesworte mit Thränen in den Augen. Dann wurde ich in das Haus geführt und stand bald darauf in der alttümlichen Halle, wo die Totenschau abgehalten werden sollte, dem fungirenden Kronbeamten gegenüber.

Alle Einzelheiten dieses traurigen Tages sind mir nicht mehr im Gedächtnis, des einen jedoch kann ich mich noch

aufs lebhafteste erinnern: des entseelten Körpers, der zum Zwecke der Untersuchung in der Halle aufgebahrt worden war; ich fühlte, daß aller Augen auf mir ruhten, als ich mich über denselben beugte. Armer Johnson, angesichts seiner blutigen, entstellten Leiche verzweifelte ich ihm alles, was er je mir angethan!

Im Laufe des Verhörs wurde mir die Gefahr, in der ich schwebte, erst in ihrem ganzen Umfange klar. Mehrere der Männer traten — ich sah wohl, wie schwer es ihnen wurde — vor und gaben zu Protokoll, daß sie mit angesehen, wie ich mit Johnson in Streit geraten und ihn zu Boden geworfen hätte, der junge Herr, George Redruth, sagte aus, daß ich durch ihn von meinem Aufseherposten entlassen worden sei und gegen den Mann, der in meine Stelle getreten, einen tödlichen Haß getragen, ferner wurde festgestellt, daß ich St. Gurlott in der Frühe des Morgens, an dem der Leichnam aufgefunden worden, verlassen hatte.

Unter den zur Zeugenschaft Ausgerufenen befand sich auch meine Tante. Sie war vor namenlosem Jammer gänzlich gebrochen und wollte, wie sie mich zu Gesichte bekam, mit ausgebreiteten Armen auf mich zustürzen, ein Gerichtsdienner verhinderte sie jedoch daran. Ihr Mann, hieß es, sei zu krank, um vernommen werden zu können; da sein Zeugnis das ihrige nur bestätigen könne, so sei man dessen für diese Verhandlung nicht bedürftig. Alles, über was die Tante befragt wurde, drehte sich einzig und allein um meinen Verbleib in der verhängnisvollen Nacht, und sie mußte zugeben, daß ich noch nach neun Uhr in der Nähe der Mine gewesen.

So vag und auf bloßem Zusammentreffen von Zufällen und daraus gefolgerten Schlüssen fußend auch der ganze Befund war, so genügte er doch den versammelten Geschworenen, sich gegen mich auszusprechen. Wie betäubt, dem Umsinken nahe vernahm ich das nach kurzer Beratung abgegebene Verdict der Totenschau:

„Hugo Trelany, ehemaliger Aufseher der Mine von St. Gurlott, ist vor die nächst stattfindenden Assisen zu seiner Aburteilung verwiesen — angeklagt des verbedachten Mordes!“

Zweihundzwanzigstes Kapitel.

Nachdem der Spruch gefällt war, wurde ich in ein kleines Gemach geführt, immer noch geschlossen und von den beiden Kriminalbeamten überwacht. Sie brachten mir etwas Brot, das ich jedoch nicht anrührte, und ein Glas Wein, das ich begierig austrank.

Seit meiner Ankunft in Redruth-House hatte ich mich gelegentlich nach Madeline umgesehen, sie war aber nicht zum Vorschein gekommen. Wie ich mich nun in dem Nebenzimmer befand, trat George Redruth herein und sagte, mich ernst und mit fast mitleidigen Blicken betrachtend:

„Das ist ein schlimmer Handel, Trelany!“

Ich sah ihn an, erwiderte jedoch nichts.

„Ich möchte Ihnen immerhin sagen“, fuhr er fort, „daß ich, so sehr auch alles gegen Sie spricht, dennoch hoffe, daß es Ihnen gelinge, vor Gericht Ihre Unschuld darthun zu können. Ich habe zwar durchaus keine Ursache, Ihnen freudlich gestimmt zu sein, und der arme Johnson hatte es noch weniger, dennoch aber, mein Wort darauf, halte ich Sie sehr gemeiner That nicht fähig.“

„Danke, Sir!“ erwiderte ich kurz, denn an seiner Teilnahme war mir wenig gelegen — im Gegenteil — „so lassen Sie mir also wenigstens eine Gerechtigkeit widerfahren.“

Er nickte zustimmend und war eben im Begriff, noch etwas hinzuzufügen, als hinter ihm das Rauschen eines Kleides vernehmbar wurde und ich in plötzlichem Ausblicken und mit einem bis ans Herz dringenden Schmerzgefühl Madeline eintreten sah. Sie jetzt zu sehen, ging beinahe über meine Kräfte, ich begann zu zittern, meine Augen füllten sich mit Thränen. Den nächsten Augenblick stand sie mit einem Aufschrei des Erkennens vor mir und streckte ihre Hände nach mir aus, dann, gewahr werdend, daß die meinen gefesselt waren, entrang sich ein zweiter, schmerzlicher Schrei ihrer Brust.

„Madeline!“ rief ihr Vetter in mahnendem Tone, doch sie achtete nicht darauf. Ich hatte mich abgewandt, voll Scham, ihrem Blicke zu begegnen, doch ich fühlte mehr als ich es sah, daß sie mir zärtlich ins Gesicht schaute.

Wie sie zu sprechen begann, klang ihre Stimme wie gebrochen, thränenerschlitten.

„Mr. Trelany, darf ich zu Ihnen sprechen? Darf ich Ihnen sagen, daß mein Herz um Sie blutet in Ihrer tiefen Bedrängnis? Darf ich Ihnen sagen, wie ganz und voll ich, wie alle, die Sie kennen, von Ihrer gänzlichen Schullosigkeit überzeugt bin?“

Ich wandte mich nach ihr um. Alles drehte sich mit mir. Meine Augen waren von Thränen so geblendet, daß ich sie nicht zu sehen vermochte.

„Gott segne Sie für diese Worte“, murmelte ich, und wie ich so sprach, hob sie meine gefesselten Hände und hielt sie sanft in den ihren.

„Ich konnte nicht glauben, daß irgend jemand es nur für möglich hielt“, sagte sie. „Ich wäre eher gekommen, doch ich wollte abwarten, ich hoffte Sie freigegeben zu sehen. Nun aber höre ich, daß Sie vor die Assisen verwiesen worden. O, fürchten Sie nichts! Seien Sie guten Mutes, Ihre Unschuld muß an den Tag kommen, Sie werden bald wieder ein freier Mann sein!“

„Vielleicht“, antwortete ich. „Möge es gehen, wie es

wolle, es ist viel Trost für mich, zu wissen, daß Sie nicht an meine Schuld glauben!“

„Wie könnte ich das! Nein, lieber Trelany, ich kenne Sie besser, als Sie sich wohl selbst kennen! Kein Verdachtsgrund, und wenn er noch so überzeugend schiene, könnte meinen Glauben an den erschütterten, den ich als den bravsten, redlichsten der Menschen kennen gelernt, unfähig irgend einer Niedertracht, dem ich mein Leben verdanke!“

Sie wandte sich zu Redruth, der sie schweigend beobachtete.

„Auch mein Vetter ist der Ueberzeugung, daß Sie fälschlich angeschuldigt worden sind. George, sprich mit ihm, sag auch Du es ihm!“

Ich sah auf George Redruth, seine Brauen hatten sich finster zusammengezogen, der teilnehmende Ausdruck seines Gesichtes war verschwunden.

„Ich sagte Trelany bereits, was ich von der Sache halte. Immerhin, der Schein ist gegen ihn“, erwiderte er, „wie er sich selber eingestehen wird.“

„Du weißt aber, daß er unschuldig ist!“ rief Madeline.

„Ich hoffe es wenigstens! Wer immer auch den armen Johnson ums Leben brachte, es war ein erbärmlicher, feiger Schuft, der den Galgen wohl verdient hat; Trelany wird, trotz seines hitzigen Temperamentes, nicht zu solchem Gesindel zählen!“

In seinem Wesen lag etwas, das allen früheren Groll in mir wachrief; der alte Hochmut, Mißgunst und Argwohn waren ihm wieder zurückgekehrt. Nicht um alles hätte ich ein Wort auf seine Bemerkung entgegennehmen mögen, so mich zu dem Beamten wendend, sagte ich in immer mehr sich steigender Aufregung:

„Wie lange habe ich noch hier zu bleiben? O, führen Sie mich hinweg! Um Gottes willen, führen Sie mich hinweg!“

„Das kann geschehen“, erwiderte der eine, „die Fuhre hält vor der Thüre.“

Ich stand auf, dann, mich gewaltsam zu ruhigerer Haltung zwingend, sagte ich: „Sorgen Sie nicht um mich, Miß Graham, ich werde ja wohl heil durch dies Elend hindurchkommen; wie immer es aber auch sich wenden möge, nie werde ich Ihrer Teilnahme vergessen. Ich bin ja nicht der erste unschuldige Mann, der einer falschen Anklage gegenübersteht und sich darob seines Lebens zu wehren hat. Ihre Worte werden mir die Kraft zum Kampfe geben und, wenn's sein muß, auch über die schwerste Stunde hinweghelfen!“

Bevor ich mich dessen versah, hatte sie meine Hände zu ihren Lippen erhoben und einen Kuß darauf gedrückt.

„O nicht, nicht!“ rief ich mit bebender Stimme. „Das ist zu viel! — Kommt, ihr Leute, führt mich fort!“

„O, seid gut mit ihm!“ flehte sie die Beamten wendend an. „Bedenkt, daß er ein Gentleman und unschuldig ist!“

„Habt keine Angst, Lady!“ sagte derselbe, der schon anfangs gesprochen. „Wir lassen ihn nicht aus den Augen!“

Und, Mr. Trelany, wenn schon wir jetzt scheiden müssen, denken Sie nicht, daß ich müßig sein werde. Ich bin reich, vergessen Sie das nicht; was nur mit Geld für Ihre Verteidigung gethan werden kann, das soll geschehen; es ist ja doch nur ein ärmlisches Entgelt für das Leben, das Sie für mich einsetzen. Verzweifeln Sie nicht, denken Sie stets und allezeit daran, daß Sie Freunde haben, die für Sie thätig sind, für Sie beten! Denken Sie, daß die schöne Zeit gewiß bald kommen wird, wo Sie wieder frei sein werden, zurückzukehren zu denen, die Sie lieben und die Sie nur noch mehr lieb haben werden um all des Kammers willen, den Sie so brav getragen!“

Wären meine Hände nicht gefesselt gewesen, ich wäre, hingeworfen von der Wonne dieses Augenblicks, dem Drange meines Herzens gefolgt, sie in die Arme zu schließen — es war besser so! In höflicher, aber zwingender Weise führten die Beamten mich aus dem Gemache und nach der Frontthüre, vor welcher die Polizeifuhre unserer harrete. Noch standen die Leute auf der Treppe und vor dem Hause versammelt, als ich erschien, empfing mich lautes, teilnehmendes Gemurmel.

Die Beamten stießen mich durch die Gruppen, wir bestiegen den Wagen. In diesem Moment hörte ich einen wilden Schrei und sah meine Tante sich durch die Menge drängen. Mit hoch erhobenen Händen berührte sie die meinen.

„Hugh, mein armer Hugh!“ schluchzte sie.

„Weine nicht, Tante!“ sagte ich, zu lächeln versuchend.

„Man hängt in England so leicht keinen Unschuldigen. Ich werde bald wieder bei euch sein.“

Wie ich dies ausgesprochen, erscholl ein gedämpftes „Hurra!“, das John Rudd angestimmt. Mehrere der rauhen Minenarbeiter drängten sich zu dem Wagen und streckten ihre schwieligen Hände in teilnehmendem Mitgefühl nach mir aus.

„Kopf oben, Master Hugh! Nicht einer von uns glaubt, daß Sie's gethan. Kopf oben, wir haben Sie sicher bald wieder in St. Gurlott!“

„Ja, gewiß bald wieder!“ echote John Rudd.

Der Beamte hatte jetzt seinen Sitz neben mir eingenommen, der andere sich wieder zu dem Fuhrmann gesetzt. Mit befehlender Stimme rief er:

„Platz gemacht, laßt den Gaul gehen!“

Das Pferd, gestärkt durch die Raft und das eingenommene Futter, bäumte sich auf, zog an und setzte sich in Trab; hinter uns blieb die teilnehmende Menge zurück,

darunter meine Tante, die ohnmächtig in John Rudbys Arme sank. Oben auf der Freitreppe des Herrenhauses standen zwei Gestalten, an denen mein Auge bis zuletzt haften blieb — George Redruth und Madeline Graham.

Madeline winkte mit einem weißen Taschentuch. Ich konnte ihren Gruß nicht erwidern, aber ich verwandte kein Auge von ihr, bis wir in die Allee einbogen und die Äste der Bäume sie meinem Blicke entzogen.

Von diesem Tage lebt lebendiger nur noch ein Bild in mir, so schnell vorübergehend auch der Moment war, so erinnerte ich mich doch seiner später mit erstaunlicher Genauigkeit. Hin wie zurück fuhren wir an unserem Hause vorbei und das Pferd, das den Heimweg spürte, griff mit doppelten Kräften aus, daß, wie der Dichter singt:

„Ries und Funken flogen“.

Als wir in die Nähe des alten Häufchens kamen, streckte ich den Hals, es noch einmal anzusehen, im nächsten Moment sausten wir daran vorüber; gleichzeitig aber erblickte ich ein geisterhaft bleiches Antlitz, das durch die Scheiben des Küchenfensters starrte.

Es war das Gesicht meines Onkels, John Vendragons; als wir vorbeifuhren, flog es wie ein plötzliches, schreckhaftes Erkennen über daselbe.

Dann sah ich, zurückschauend, eine verstörte, nur halb bekleidete Gestalt durch das Gärtnchen nach dem kleinen Gartenthor rennen und uns nachblicken. Der Onkel war es, er schien wie geblendet, schreckensstarr. Als wir um die Wendung der Straße bogen, vernahm ich noch einen durchdringenden, markerschütternden Schrei und sah, wie er seine Arme verzweiflungsvoll zum Himmel hob.

(Fortsetzung folgt.)

Das Osterfest und die Karwoche in Rom.

Von

E. Redenbach.

(Alle Rechte vorbehalten.)

Der Reisende, welcher Rom, die herrliche Stadt der Wunder und Erinnerungen, in der Osterwoche besucht, findet Gelegenheit, die äußerliche, sinnliche Glorie des römischen Kirchendienstes in seinem vollen Glanz kennen zu lernen. Zu keiner andern Zeit und an keinem andern Ort der Welt offenbart sich diese mächtige und ergreifende als hier, wo das Oberhaupt der ganzen römisch-katholischen Christenheit selbst an der Spitze der vornehmsten Würdenträger der Kirche zugleich mit den Andächtigen deren größtes und freudigstes Fest feiert. Die heilige Woche ist die merkwürdigste Epoche des ganzen römischen Kirchenjahres, der Kulminationspunkt aller katholischen Kirchenfeste, deren vielgestaltige Eindrücke fast überwältigend wirken. Die Feierlichkeiten beginnen mit der sogenannten Palmverteilung oder Palmweiche, welche des Sonntags in der Sixtinischen Kapelle stattfindet. Bei dieser versammeln sich daselbst sämtliche Kardinäle, auf erhöhten Wandbänken Platz nehmend, während sich ihnen gegenüber die Oberhäupter und Generale aller geistlichen Orden befinden. Die Gesandten der auswärtigen Mächte und deren Familien nehmen amphitheatralisch geordnete Stufen ein; ein zweites Amphitheater ist für die angehörenden Damen der Stadt, sobald sie mit Einlaßkarten versehen sind, und für die übrige Geistlichkeit bestimmt. Auf einer umfangreichen, reich geschmückten Tribüne haben die Musiker ihre Plätze. Etwas heimwärts von dem einfach geschmückten Hochaltar befindet sich der Thron des heiligen Vaters und unmittelbar neben demselben der Lehnstuhl für das Oberhaupt des römischen Magistrats. Außerdem ist das Schiff der Kirche von Zuschauern aller Klassen, die sich drängen und stoßen, einen leidlichen Platz vor Schluß der Kapelle zu gewinnen, überfüllt. Dies geschieht mit dem Gloriosa-Schlag, und unmittelbar darauf öffnet sich am Westende des Altars eine kleine Seitenthüre, durch welche zuerst die hohen Kirchenprälaten, unter ihnen die Auditoren der Rota oder Mitglieder des höchsten päpstlichen Appellationsgerichts, zwölf an der Zahl, eintreten. Ihnen folgt der heilige Vater selbst in Begleitung der Offiziere seines Palastes und anderer geistlichen Diener und begibt sich nach dem für ihn errichteten Thron. Sämtliche Kardinäle tragen Chorkörbe von violetter Seide und gleichfarbige Mäntel, da dies der von dem päpstlichen Zeremoniell während der Osterwoche vorgeschriebene Traueranzug ist. Nur diejenigen, welche zu dem Kamaldulenser- und Kapuzinerordensorden gehören, tragen die Farben ihrer Orden. Sobald der Papst seinen Sitz eingenommen, beginnt die Verteilung der Palmen, welche von zweifacher Art sind. Die Kardinäle, Prälaten und Ordensgenerale empfangen künstliche, mit Zieraten ausgestattete und volle 6 Fuß hohe Zweige, welche ausschließlich in Genua gearbeitet und vor Ostern von dort nach Rom geschickt werden; dagegen erhalten die übrigen Personen des Gefolges kleinere Zweige von natürlichen Palmen. Nach Beendigung dieser Feierlichkeit legen die Kardinäle eine andere, aus einem weißen mit Gold gestickten Gewande und einer weißen Mitra bestehende Kleidung an und begeben sich zur Feier der großen Messe, welche in der Paulinischen Kapelle von einem Kardinaldiakon gehalten wird. Die Prozession des Klerus dorthin ist überaus prächtig. Am Schluß der Messe erteilt der Papst selbst mit lauter Stimme der Versammlung seinen Segen.

Am Mittwoch nachmittag wird zum erstenmal in der Sixtinischen Kapelle das Miserere gesungen; dies ist die Vorfeier des Gründonnerstags, die bei den ältesten Christen in der Nacht stattfand, weshalb sie auch Notturmo oder Matutino delle tenebre genannt wird. In violetten Talaren versammeln sich alle Kardinäle beim hellen Glanz der zahllosen auf und neben dem Altar brennenden gelben Wachskerzen, zuletzt erscheint der Papst und alsbald nehmen die feierlichen Gesänge ihren Anfang, herrliche Kompositionen, die einen außerordentlich ergreifenden Eindruck auf das Gemüt des Hörers hervorbringen. Mitten unter diesen wunderbaren Tönen werden nach und nach alle Lichter bis auf ein einziges ausgelöscht, welches den siegreich aus Todesnacht und

Grabeshanden hervorgehenden Heiland bedeuten soll. Sobald nun tiefe Dämmerung an die Stelle des vorigen Glanzes getreten ist und das Auge kaum noch die kolossalen Freskobilder an den Wänden und auf der Tede unterscheiden kann, sinken der Papst und alle Kardinäle auf die Kniee und der unsterbliche Gesang des 57. Psalm oder das sogenannte Miserere, unstreitig der ergreifendste Hymnus, den ein menschliches Ohr vernahmen kann, beginnt. Er erschallt von zwei vierstimmigen Chören, die ihn mit solcher Inbrunst, Zartheit und Harmonie vortragen, daß auch die kältesten Herzen zu Thränen der innigsten Andacht und des heiligsten Entzückens hingerissen werden. Diese einfache, schmelzende, unaussprechlich erhabene Musik klingt wie Töne aus einer andern Welt, wie Stimmen der nach Seligkeit ringenden Seelen oder der Engel, welche jenseits die Erlösten begrüßen. Bei dem Klange dieser Stimmen schweigen in der Brust irdischer Drang und Trieb, nur Liebe und Sehnsucht füllen den geweihten Raum; man ist emporgehoben über diese Welt und steht an den offenen Thoren des Himmels. Endlich wird die Töne verhallt, aber lange noch ist kein Atemzug in der tiefen Stille vernehmbar, mit welcher sich die bewegte Versammlung entfernt.

Am Gründonnerstag selbst finden vom Morgen bis zum Abend kirchliche Feierlichkeiten statt. Fröhlich abermals große Messe in der Sixtinischen Kapelle, deren Eingänge die Schweizergarde des Papstes besetzt halten. Nach der Messe unternimmt der Papst von der Loge der Peterskirche aus eine der großartigsten Handlungen, nämlich die feierliche Segenspredigt über die Stadt und die Welt. Das erhabene Schauspiel, das der Petersplatz dabei darbietet, ist unbeschreiblich. Diese ungeheure, von Andacht durchdrungene Menschenmenge, auf Knieen hingestreckt, um den Segen zu empfangen, das klingende Spiel des Militärs, die Heerleute in grüner, goldgestickter Kleidung auf hohen, sich bäumenden Rossen, das Läuten aller Glocken der gewaltigen Stadt und dann die ehrwürdige Gestalt des heiligen Vaters, mit den kostbarsten Gewändern bekleidet, in eine Wolke von Weihrauch gehüllt, gleich einer vom Himmel selbst herniederwinkenden Erscheinung, von oben herab die Völker segnend. Dies alles wirkt überwältigend und schafft eine Szene, welcher an Majestät und Höhe nur wenige vergleichbar sind. Nach der Segenspredigt erfolgt die Zeremonie der Fußwaschung in der Sala ducale. Dreizehn meist bejahrte, in weiße Pilgergewänder gekleidete Priester sitzen auf einer erhöhten Estrade an der Wand, welche mit einer kostbaren Tapete, das Abendmahl des Herrn nach Leonardo da Vinci darstellend, bekleidet ist. Unter den Gesängen der Kapelle legt der Papst die Tiara und das Obergewand ab, nimmt einen Schurz vor, wäscht und trocknet jedem der Pilger den rechten Fuß, worauf er ihn küßt und ihm einen Blumenstrauß in die Hand gibt. In einem anstößenden Gemach findet an einer reich gedeckten und geschmückten Tafel die Speisung der dreizehn Pilger statt; sie empfangen aus der Hand des in seiner Haus-tracht erscheinenden Papstes zuerst das Wasser zum Händewaschen, alsdann die Suppe, zwei andere Schüsseln und den Wein. Während sie noch speisen, erteilt er ihnen den Segen und entfernt sich. Nach beendeter Mahlzeit erhalten die Pilger das Gedeck und noch jeder ein Goldstück zum Geschenk.

Nach Beendigung einer nochmaligen Aufführung des Miserere in der Sixtinischen Kapelle begibt sich alles in die Peterskirche, wo nun das erhabene Schauspiel der Kreuzerleuchtung stattfindet. Von dem Gewölbe der Kuppel herab, über dem Grabe des Apostels Petrus, schwebt ein kolossales Kreuz aus Messingblech, 33 Spannen hoch, auf welchem nicht weniger als 628 Lampen brennen. Wie auf Correggios wundervollem Gemälde „Die heilige Nacht“ alles Licht von dem göttlichen Kinde ausgeht, so hier von dem heiligen Zeichen, wodurch ein ahnungsvoller Wechsel von Dämmerungshelle und nächtlicher Dunkelheit hervorgebracht wird. Unter dieser magischen Beleuchtung wandeln und wogen von Andacht durchdrungene Menschen oder liegen anbetend vor den heiligen Reliquien auf den Knieen, welche von den Bogen der Kuppelpfeiler herab allen Gläubigen gezeigt werden.

Am Karfreitag, dem wehmütigsten Tage, findet eine Trauermesse in der Sixtinischen Kapelle statt, wobei die ganze Passion aus dem Evangelium Johannis gesungen wird und das Heiligum seines ganzen Schmuckes entkleidet ist. Hierauf findet die ergreifende Zeremonie der Enthüllung und Anbetung des Kreuzes statt. Bei dieser Feierlichkeit, bei welcher der Papst nur im Chorhemd und der Stola erscheint und sich mit entblößtem Haupt und barfuß dem Kreuz zu nähert und niederkniet, wird er von sämtlichen Kardinälen, welche ihm paarweise folgen, begleitet. Dabei erklingen die sanften Töne der Chöre, welche die sogenannten Improperi (Vorwürfe) von Palestrina singen, die mit den Worten: „Mein Volk, was that ich dir, daß du mich schlugst?“ beginnen. Hierauf folgt als glorievoller Schluß das prächtige „Dreimal heilig“ von demselben Komponisten.

Am Samstag, dem nächsten des heiligen Auferstehungsfestes, läuten von 11—12 Uhr alle Glocken der Stadt, es wird geschossen und auf den Straßen zerfächelt man, zum frohen Zeichen, daß nun das Ende der Fasten herangekommen, eine Menge alter Köpfe. Hier sieht man, wie mitten unter den heiligen, ersten Kirchenzeremonien der Mutter des römischen Volkes sich regt, bei welchem vom melancholischen Andachtsgefühl zum lauten Scherz nur ein kleiner Uebergang ist. Besonders bilden die Ausstellungen der Fleischverkäufer eine wahrhafte Ironie auf die ganze Fastenzeit. Hier sieht man vor jedem Fleischladen symmetrische Stufenleitern, von oben bis unten mit Schinken, Wurst, Schweinestöpfen und so weiter belegt, sich erheben, welche wiederum von grünen Guirlanden umgeben und mit Blumensträußen geschmückt sind. Im Hintergrunde des Ladens, erhellt durch eine Anzahl kleiner Wachskerzen, befindet sich ein kleines Heiligenbild, öfters auch das Bild der heiligen Jungfrau selbst. Hierhin strömt nun die lustige Menge, um all die Herrlichkeiten zu betrachten. Jedoch mit Einbruch der Nacht mahnen die feierlich dumpfen Töne der großen Glocke auf der Peterskirche, daß nun der glorievolle Auferstehungsmorgen am Himmel aufsteigen wird, und um 6 Uhr des Morgens verkündet sie, daß das Wunder der Auferstehung nun geschehen sei, und ladet alle Andächtigen in den wunderbaren Dom St. Peters, der heiligen Messe, welche vom Papst selbst gehalten wird, beizuwohnen, ein. Alle Plätze dieses gigantischen Tempels werden von der herbeiströmenden Menge besetzt. Um 11 Uhr naht der in seiner Pracht nicht zu beschreibende Zug, welcher aus den Gesandten, Senatoren, Chorberrn, Prälaten, Kardinälen, Generalen der geistlichen Orden, Offizieren und den Beamten des päpstlichen Palastes besteht. Der Papst selbst in der goldenen Tiara und im ritualen Messgewand erscheint auf einem von zwölf Palastbeamten getra-

genen Thronesessel. Unmöglich kann ein Anblick ehrfurchtgebietender und majestätischer sein als dieser. Der heilige Vater sinkt vor dem Altar, den Blick dem Vortal zugewendet, auf die Kniee nieder und verrichtet ein Gebet, sodann beginnt das Hochamt, das 55 Minuten dauert und wobei nur die Musiker der päpstlichen Kapelle fungieren. Mit der zweiten Segenerteilung des Papstes von der Loge der Peterskirche herab auf die zahllos verammelte Menge schliefen die ergreifenden Feierlichkeiten der heiligen Woche, die jeden in einen Zustand geistiger und physischer Erschöpfung versetzen, aber ihn mit Eindrücken so überwältigender Natur erfüllen, daß die Erinnerung daran schwerlich jemals in ihm erlöschen wird.

Als neue Nupkplanze

wird Paeraria Thunbergiana, die in Japan heimische, von den Japanern Kudzu genannte Leguminose empfohlen. Diese Pflanze bildet einen außerordentlich äppig und kräftig wachsenden, zuletzt forstholzartig werdenden, sich spiralförmig aufwindenden Halbstrauch. Die Wurzel liefert Stärkemehl, die Blätter dienen als Viehfutter und die Fasern sind zur Herstellung von Geweben vorzüglich geeignet. Die Kultur würde an Stangen, ähnlich wie mit Hopfen, zu betreiben sein. Das leichte und schnelle Wachstum der Pflanze in warmem, trockenem Boden läßt die Erwartung gerechtfertigt erscheinen, daß ihr Anbau als Textil- und Futterpflanze von Erfolg begleitet sein würde. Wir sind in der Lage, eine Analyse dieser Futterpflanze, ausgeführt von Professor O. Kellner in Tokio, mitteilen zu können. Neu von im August dort geschnittener Paeraria enthielt: 17,5 Prozent Rohprotein, 2,6 Prozent Rohfett, 27,5 Prozent stickstofffreie Extraktstoffe und 29,2 Prozent Rohfaser. Darnach steht der Nährstoffgehalt dieser als Heu geernteten Pflanze über dem des vorzüglichsten Kaffees.

Tierbändigergeheimnisse.

Zu dem Bilde Seite 448

mitgeteilt von

Karl Weisk.

Wohl jeder hat schon Gelegenheit gehabt, sei es in einem Zirkus oder in einer Menagerie, die Dressur der verschiedenartigsten Tiere zu bewundern und sich daran zu ergötzen; nur wenige der Beschauer denken aber an die unsägliche Mühe, die es kostet, Tiere überhaupt, besonders aber wilde Tiere und vor allen Raubtiere zu zähmen oder zu dressieren. Nur mit ganz außerordentlichem Geduld, Willensstärke und durch die größte Sorgfalt ist es möglich, derartigen Bestien etwas beizubringen. Ueber die Art und Weise der Zählung und Dressur solcher Tiere wollen wir nun in nachstehendem einiges mitteilen, in der Annahme, daß es gewiß viele unserer Leser interessiert, etwas aus den Geheimnissen der Tierbänder zu erfahren.

Junge Löwen und Leoparden sind durch gute Worte und freundliche Behandlung verhältnismäßig leicht zu dressieren; sie verstehen schnell, was man will, und lassen sich durch gütiges Zureden zu allem möglichen heranziehen; selbstverständlich muß in der Zahl der ihnen beizubringenden Kunststücke immer ein gewisses Maß eingehalten werden und ist hierbei der Charakter des jeweiligen zu zählenden Tieres genau zu beachten.

Am willfährigsten sind dieselben, wenn man sie etwas Hunger leiden läßt, natürlich nicht übermäßig; man übergeht sie vielleicht bei einer Mahlzeit, tritt dann eine kurze Zeit darauf in den Käfig, und hält den Bestien einen kleinen Rüssel vor die Nase, um sie dahin zu bringen, wohin man sie haben will, streichelt sie dabei und gibt ihnen schmeichelnde Worte; immerhin aber muß man dabei das Tier fest im Auge behalten, jede seiner Bewegungen verfolgen und die Peitsche stets zur Hand haben, ohne dieselbe jedoch zwecklos dem Tier zu fühlen zu geben; die Peitsche darf das Tier bloß als Straf- oder Zuchtigungsmittel kennen lernen. Bei erwachsenen und frisch eingezogenen Tieren ist die Prozedur natürlich viel schwieriger und mit großer Gefahr verbunden. Nur mit größter Vorsicht und unter Aufwendung vieler Mühe kann es gelingen, eine im wilden Zustand gefangene Bestie zu dressieren oder zu zähmen; man geht damit zum Beispiel auf folgende Weise zu Werke: Man stellt sich dicht vor den Käfig, beobachtet das Tier eine Zeit lang, jede seiner Bewegungen scharf verfolgend und ihm stets und unverwandt in die Augen blickend, indem man dabei eine ruhige Haltung und einen kalten, beherrschenden Blick bewahrt. Wenn nach einiger Zeit das Tier sich an den Anblick der Person gewöhnt hat, steigt man ruhig, das Tier im Auge behaltend, die Stufen am Käfig empor und öffnet die Thüre des Käfigs möglichst schnell; springt nun das Tier auf den Eingangsring, so ist die Mühe vergeblich gewesen und die Prozedur später zu wiederholen; zeigt sich aber das Tier etwas erschreckt, so stellt man sich in die geöffnete Thüre, langsam den Kopf und den Oberkörper erhebend, bis man aufrecht in derselben steht, macht rasch einen Schritt vorwärts, die Thüre hinter sich zuwerfend. Es ist dies der gefährlichste und entscheidende Moment. Man bleibt dann einige Sekunden stehen, geht langsam bis in die Mitte des Käfigs vor, wo man wieder ruhig stehen bleibt, jede Bewegung des Tiers beobachtend; durch das Gitter läßt man dann ein Sprungbrett herantreten und treibt das Tier, zum Beispiel einen Löwen, vorsichtig mit der Peitsche zum Sprunge an. Macht das Tier diesen ersten Sprung, so ist man Sieger und das Tier bezwungen; zeigt sich das Tier unwillig, so wird es durch drei bis vier kräftige Hiebe abgestraft; langsam und rückwärts gehend verläßt man dann den Käfig; dieser Versuch muß natürlich so oft als nur möglich wiederholt werden. — Natürlich sucht sich das Tier gegen die Hiebe zu wehren, es ist daher nötig, während der ganzen Zeitdauer dieser Prozedur stets die größte Vorsicht walten zu lassen, und müssen sich an dem Käfig immer Leute befinden, die durch bereitgehaltene Eisenstangen sofort Hilfe zu bringen im Stande sind, um auf diese Weise das Tier am Sprunge auf den Tierbänder zu hindern, und im schlimmsten Fall mit einer Schutzmaske zu töten. Schon manches wertvolle Tier ist auf diese Weise zu Grunde gegangen.

Das gelehrtste und am leichtesten zu dressierende Tier ist unstreitig der Elefant, zumal in seiner Jugend; das schwerste Kunststück begreift er leicht und macht es sehr willfährig; hat er es

aber erst einmal gelernt, so wird er leicht störrisch und will, ehe er „arbeitet“, Vorauszahlung, das heißt etwas zu naschen, eine Untugend, die man ihm durch empfindliche Strafen abgewöhnen muß. Den Elefanten straft man bekanntlich mit einer Lanze, an welcher sich vorne ein Haken befindet, die Spitze ist für den Rüssel, der Haken für die Ohren bestimmt; auch mit Peitschen hieben zwischen die Füße wird er abgestraft; die indischen Elefanten sind leichter zu zähmen als die afrikanischen. Die afrikanischen Elefanten sind, nebenbei bemerkt, viel seltener als die indischen. Affen jeder Art kann man leicht durch Darreichung von Lederbissen abrichten. Am gefährlichsten und oft unmöglich ist die Dressur von Panther und Jaguaren, vor allem die des schwarzen Sundapanthers; wir kennen einen gewandten, mutigen Tierbändiger, *) der auch vor diesem Nagtück nicht zurückscheute, aber nichts als zerbißene Knochen davontrug, derselbe gestand uns offen ein, für die Folge auf die Ehre einer nähern Bekanntschaft eines dieser schwarzen Kieselsteine, die die reinen Teufel an Blutgier und Hinterlist sind, verzichten zu wollen. — Wohl das schönste Resultat, das einzig in seiner Art dastehen dürfte, hat hinsichtlich der Zähmung solcher Bestien der Besitzer der jetzt in Deutschland sich befindenden Menagerie, Herr A. Bach, erzielt. Unser Bild zeigt eine durch den Photographen



Tierbändigergeheimnisse: Der kleine Adam Ehlbeck zwischen einem Panther und Löwen. (S. 447.)

Boissonas in Genf nach der Natur ausgenommene Dressurszene. Der Kleine, der da so harmlos und ohne alle Angst zwischen einem jungen Löwen und jungen Pantherstier sitzt und mit diesen keine Spiele treibt, ist das Enkelkind des Herrn Bach, Adam Ehlbeck mit Namen. Es ist unseres Wissens das erstemal, daß es

alle nur erdenkliche Weise ihre Freude bekundeten. Umgekehrt verlangte aber auch der kleine Adam stets zu seinen Liebblingen. Man darf gespannt sein, wie beim Weiterwerden des kleinen Buben die gewaltigen Raubtiere sich zu ihm verhalten werden.

gelang, derartige Bestien so zu ziehen, wie unser Bild dies zeigt. Der Besitzer der schon erwähnten Menagerie ging dabei auf folgende Weise zu Werke. Die beiden Tiere kamen einige Tage nach der Geburt des jungen Ehlbeck in der damals in Rom befindlichen Menagerie zur Welt, und wurden von ihren respektiven Müttern, zwei böseartigen Bestien, die schon manche Junge getötet hatten, getrennt und von einer Jagdhündin gefüttert; die drei Tiere befanden sich in demselben Zimmer, respektive Wägen, in welchem auch die Wiege des jungen Weltbärgers stand und wurden durch die beständige Gegenwart des Kleinen so an das Kind gewöhnt, daß sie mit demselben wie mit ihresgleichen spielten, ganz nach Art unserer Haustiere. Als die Tiere jedoch älter wurden, mußten sie in einen Käfig der Menagerie verbracht werden. So oft nun das Kind durch die Menagerie getragen wurde, und die Tiere dies erblickten, wurden sie unruhig und waren nicht eher zu beruhigen, bis man das Kind an den Käfig oder in denselben brachte, wo sie dasselbe liebten, es mit sichtlich Freude besaßen und ihm schmeichelten, indem sie allerlei drollige Stellungen annahmen und überhaupt auf

*) Herr Buttweiler, Tierbändiger in der Badischen Menagerie.



Die Mine von St. Gurlott. „Hugh, lieber Hugh! Sag mir, daß Du es nicht gethan hast,“ sagte Annie. (S. 445.)



Obern in St. Petersburg: Am Winternacht in der Izaakkirche. Nach einer Skizze von H. Berger. (S. 451.)

Die verhängnisvolle Diamantnadel.

Humoreske

von

Fiktor Ladden.

(Fortsetzung.)

Am folgenden Nachmittag, ungefähr eine Stunde, bevor ich mich zu Slyters begeben konnte, wurde mir eine schriftliche Aufforderung überbracht, die mich auf die Polizei citierte. Ich geriet darüber zwar in Verwunderung, doch nur auf einen Augenblick, da ich aus Erfahrung wußte, mit welcher peinlichen, oft sehr lästigen Genauigkeit die holländische Polizei die Fremden überwacht. Daß ich Fremder war, hatte die Behörde wohl aus der ihr zugestellten Hotel-fremdenliste ersehen, auf der neben den Namen auch der vorchriftsmäßige Nationalitätsvermerk stand. Ich durfte vermuten, daß man irgend welche Ausweise von mir verlangen werde. Sorglos machte ich mich daher auf den Weg zur Polizei.

Dort wurde ich in das Amtszimmer des Direktors verwiesen, der, an einem großen Schreibtische sitzend, mich fragte, nachdem ich mich ihm vorgestellt hatte:

„Sie haben eine Brillantnadel gefunden?“

„Brillantnadel?“ versetzte ich gelehrt und erstaunt darüber, daß mich meine harmlose Hinte von gestern vor den Polizeidirektor brachte. Ich überlegte einen Moment, ob ich ja oder nein sagen sollte, und entschied mich dann für die Wahrheit, indem ich zwar zögernd und nicht sehr bestimmt „nein“ antwortete.

„Haben Sie Legitimationspapiere bei sich?“ hieß es darauf.

„Ja,“ erwiderte ich, zog meine Brieftasche, nahm meinen holländischen Aufenthaltspass heraus, entfaltete denselben und übergab ihn dem Direktor. Dieser sah abwechselnd auf mich und den Pass: er verglich das Signalement auf letzterem mit mir. Das als besonderes Merkmal angegebene: „Hiebwunde über die linke Wange“, las er laut, worauf ich ihm die linke Seite meines Gesichtes zuwandte, um ihn dieses Erinnerungszeichen aus meinen Studenten-jahren betrachten zu lassen.

„Sie haben,“ begann er darauf und auf das Wort „haben“ allen Nachdruck legend, „Sie haben eine Brillantnadel gefunden; ich weiß es aus ganz glaubwürdiger Quelle. Ihr Zeugnen dürfte Ihnen nichts helfen.“

Nicht wenig verlegt über diese mir höchst unverfroren vorkommende Sprache, fehlte mir doch der Mut, so zu antworten, wie ich es dann gethan hätte, wenn ich, ebenso unschuldig wie jetzt, aber in weniger verwickelter Situation gewesen wäre. Und verwickelt war meine Lage, denn wenn ich auch die Nadel hätte opfern wollen, so konnte ich mir doch nicht die Blöße geben, mich zu einem Hunde, den ich einmal in Abrede gestellt hatte, jetzt zu bekennen; andererseits konnte ich mich doch nicht durch Aufdeckung des wahren Sachverhalts blamieren. Ich wußte nicht, was ich sagen sollte, doch da in diesem Falle Schweigen das Schlimmste gewesen wäre, hub ich an, indem ich ein großes Maß gerechter Entrüstung, während ich doch im Innern sehr kleinmütig war, in meine Worte zu legen mich bemühte:

„Mein Herr, es ist mir unbegreiflich, daß Sie keinen Anstand nehmen, sich solcher beleidigenden Ausdrücke auf einen Verdacht hin zu bedienen, ein Verdacht, der — ganz ungerechtfertigt ist.“

„Von bloßem Verdacht kann keine Rede sein,“ herrichte er mich an. „Es ist Thatsache, denn Herr Meulen hat mir Anzeige gemacht, daß Sie eine Brillantnadel gefunden haben, und Herr Syster hat mir bestätigt, daß Sie ihm die Nadel gezeigt und ihn gefragt haben, ob sie seiner Tochter gehöre. Nach diesem Zeichen von Ehrlichkeit nahm ich an, daß Sie nur aus Nachlässigkeit versäumt hätten, die Nadel entweder dem Kapitän des Dampfschiffes oder der Polizei, wie es Ihre Pflicht gewesen wäre, zu übergeben. Ihr Zeugnen zeigt mir aber, daß Sie eine Verheimlichung des Fundes beabsichtigten, womit Sie sich eines Vergehens schuldig gemacht haben.“ Und mit einem inquisitorischen Blick fuhr er fort: „Haben Sie die Nadel bei sich?“

Verwirrt fing ich an: „Ich versichere Ihnen —“ und suchte dabei fast unbewußt in meiner Rocktasche.

Dem Direktor war meine Verwirrung und Bewegung nicht entgangen; er sprach:

„Wenn es noch eines Beweises bedürfte, daß Sie die Nadel gefunden haben, so hätten Sie ihn damit geliefert, daß Sie nach diesem Gegenstande in Ihrer Tasche suchen.“

„Allerdings,“ versetzte ich, „besitze ich die Herrn Syster vorgezeigte Nadel, aber ich versichere Ihnen, daß dieselbe niemand verloren haben kann.“

„Wenn Sie dieselbe gefunden haben,“ entgegnete er, „so muß sie auch jemand verloren gegangen sein. Wo ist die Nadel?“

„In meinem Koffer. Ich erinnere mich jetzt, daß ich sie wieder hineingelegt habe.“

„Gut, ich werde Ihren Koffer holen lassen; Sie aber werden bis auf weiteres hier in Gewahrsam bleiben.“

Bei diesen Worten schlug der Polizeidirektor mit der Hand auf den Klöppel einer Tischglocke, auf deren hellen Ton sofort ein uniformierter Polizeidiener erschien, dem jener befohl: „Führen Sie diesen Verhafteten auf —“

„Mein Herr,“ unterbrach ich ihn, „setzen Sie mich

keiner unverbundenen Schande aus. Mein Stand, mein Beruf sollte mich über den Verdacht eines Diebstahls stellen, ich —“

„In der That,“ erwiderte er, „hätten Sie nicht ge-
leugnet, mir gleich offen bekannt, daß Sie die Nadel ge-
funden haben, so würde ich in Rücksicht darauf, daß Sie
dieselbe dem vermeintlichen Verlierer vorgezeigt haben, Sie
nach Abgabe der Nadel entlassen haben. Ihr anfängliches
Zeugnen und Ihr merkwürdiges Benehmen gibt aber Ver-
dachtsmomenten Raum, die eine Untersuchung erheischen,
deshalb...“ Und bei dem letzten Worte gab er dem Polizei-
diener mit dem Kopfe einen Wink und beschrieb mit dem
Zeigefinger einen Halbkreis in der Luft, was aus dem Ra-
tionischen überseht besagte: „Kommen Sie her und trans-
portieren Sie den Menschen hinter Schloß und Riegel.“

Das durfte nicht geschehen! Mit Schrecken dachte ich
daran, was die Familie Syster über mich denken würde,
wenn sie erführe, daß ich polizeilich eingezogen sei! Welcher
öffentlichen Blamage war ich ausgesetzt, wenn ich, was bei
einer richterlichen Untersuchung unvermeidlich sein mußte,
wahrheitsgetreue Enthüllungen über die vermeintlich ge-
fundene Nadel geben mußte. So entschloß ich mich ohne
viel Besinnen, dem Polizeidirektor ein offenes Geständnis
des Sachverhaltes abzugeben. Ich konnte erwarten, darnach
rasch aus meiner fatalen Lage befreit zu werden und dann
allen ferneren Unannehmlichkeiten enthoben zu sein.

„Herr Direktor,“ begann ich, als bereits der Polizei-
diener neben mir stand und Miene machte, mich am Arme
gewaltsam abzuführen, „gestatten Sie mir noch ein paar
Worte. Ich will Ihnen über die Sache reinen Wein ein-
schenken; nur möchte ich Sie bitten, mich dies unter vier
Augen thun zu lassen.“

Der Polizeidirektor fixierte mich einen Augenblick scharf
und gab darauf dem Polizeidiener ein Zeichen, daß er sich
entfernen solle. Während der Polizeidiener die Thüre hin-
ter sich zuzog, sagte der Direktor ziemlich barsch:

„Sprechen Sie.“

Ich erzählte ihm nun, wie ich Fräulein Syster kennen
gelernt und daß mein Wunsch, die Bekanntschaft mit ihr
keine flüchtige sein zu lassen, mich verleitet habe, mir Ein-
gang in die Familie mit der erdichteten Vermutung, daß
Fräulein Syster die Nadel verloren habe, zu verschaffen.
Ich fügte hinzu, daß ich zum Beweise, daß die Nadel mir
gehöre, auch das dazu gehörige Etui, das ich Herrn Syster
nicht gezeigt habe, vorlegen könne. In das seidene Futter
desselben seien von der Hand meiner Schwester meine
Namenszüge eingestickt.

Zu meiner großen Beruhigung hatte ich während meiner
Erzählung bemerkt, daß die strenge Amtsmiene des Dire-
ktors immer mehr und mehr einem heitern Ausdrucke Platz
machte. Als ich geendet hatte, erwiderte er mir auf mein
Anbieten, ihm Nadel und Etui zu zeigen, daß dies nicht
nötig sei, da er keinen Grund mehr habe, meine Worte an-
zuzweifeln, und fuhr dann lachend fort:

„Haben Sie mit Ihrer List guten Erfolg gehabt, sind
Sie von Herrn Syster und dessen Frau freundlich auf-
genommen?“

„Ja, in äußerst liebenswürdiger Weise,“ erwiderte ich,
„ich bin für heute zum Essen eingeladen.“

„Ah! Dann eilen Sie sich, damit Sie nicht zu spät
kommen,“ versetzte er mit Jovialität, indem er aufstand und
mir die Hand reichte. Er geleitete mich sodann bis vor
die Zimmerthüre, was wohl weniger aus Höflichkeit als
zum Zeichen für die beiden im Vorzimmer stationirten Po-
lizeidiener, daß ich frei passiren dürfe, geschah.

Auf der Straße angelangt, atmete ich erleichtert auf.
Ich sah auf meine Uhr, es war halb fünf und also gerade
die richtige Zeit, um mich zu Slyters zu begeben. Auf
dem Wege dorthin ließ ich das eben Erlebte noch einmal
vor meinem Geiste Revue passiren. Daß mir der Neffe
den üblen Streich gespielt, erzürnte mich nicht weiter; er
war ihm ja gänzlich mißlungen, während ich mich aus der
Affaire als Sieger hervorgegangen wähnte. „Holla,“ dachte
ich, „Slyters haben aber doch von der Sache erfahren, da
der Polizeidirektor sich bei ihnen darüber erkundigt hat!“
Die Besorgnis hierüber verschlechte ich mir aber rasch; ich
werde, überlegte ich mir, der Nadel gar nicht erwägen,
bevor mich ein anderer darüber fragt, dann werde ich rasch
antworten, daß ich gestern — nun, was soll ich sagen? —
vergessen hätte, sie auf der Polizei abzugeben, und es erst
heute morgen gethan hätte. Man würde darnach annehmen,
ich sei einer polizeilichen Aufforderung doch noch zuvor-
gekommen, und man würde dann rücksichtsvoll über weiteres
schweigen. Ich wollte alsdann dem Neffen einen triumph-
irenden Blick zuwerfen, und empfand schon jetzt im stillen
die mir dadurch werdende frohe Genugthuung. Aber dar-
auf sollte sich meine Rache nicht beschränken; ich mußte
auf Mittel sinnen, ihm das mir Zugedachte tüchtig einzu-
tränken. „Wird aber der Polizeidirektor über meine En-
thüllungen reinen Mund halten?“ fragte ich mich. „Natür-
lich,“ tröstete ich mich, „es ist ja Amtssache! Uebrigens
ist es ein Mann, welcher weiß, daß die Ehre Schweigen
über dergleichen delikate Angelegenheiten fordert.“

Mit diesem Gedanken war ich an das Syster'sche Haus
gekommen. Mir schien, als ob das Dienstmädchen, das
mir die Thüre öffnete, heute ein weit weniger freundliches
Gesicht als bei meinem gestrigen Eintritte in das Haus
mache, und als ich vor der Thüre des Salons, in den sie
mich verwies, ihr meinen Hut und den auf dem Arme ge-
tragenen Ueberzieher überreichte, glaubte ich zu bemerken,

daß sie beides nur zögernd und mit mürrischer Miene in
Empfang nahm. Doch was kümmerte mich das! Ich war
viel zu freudig darüber erregt, daß ich jetzt bald wieder in
der Gesellschaft des herzlichsten Mädchens sein sollte, als
daß mich Dienstbotengrobheiten anfechten konnten. Im
Salon war niemand. Ich wartete erst stehend, setzte mich
dann in einen Fauteuil, erhob mich aber bald, denn meine
Aufregung ließ das Sitzen nicht zu; ich stellte mich vor
ein Bild hin, richtete meine Blicke darauf, ohne daran zu
denken, was ich sah. Nun ging ich auf und ab und legte
mir einige schöne Redensarten zurecht, mit denen ich die
Frau des Hauses begrüßen wollte. Da öffnete sich die
Thüre und Herr Syster trat ein; er blieb so steif an der
Thüre stehen, daß es selbst an einem Stodholländer auf-
fallen mußte. Nichtsdestoweniger ging ich mit schnellen
Schritten und mich höflich verbeugend auf ihn zu und
streckte ihm meine Hand entgegen. Diese verschmähend
sagte er schneidend:

„Mein Herr, meine Karte scheint Ihnen nicht zu-
gekommen zu sein, trotzdem wundere ich mich, Sie hier zu
sehen.“

Verblüfft trat ich einen Schritt zurück und erwiderte:
„Eine Karte habe ich von Ihnen allerdings nicht erhalten,
ich glaube aber doch, daß das Verwundern auf meiner
Seite mehr Grund hat; es ist mir unverständlich, wie Sie
mich so — merkwürdig empfangen können!“

„Wenn Ihnen das unverständlich ist,“ lautete die Ant-
wort, „so erkläre ich Ihnen, daß Leute, die mit der Polizei
in unangenehme Verwicklungen kommen, meinem Hause
fern bleiben müssen. Sie hätten das selbst einsehen sollen,
dann wäre es Ihnen erspart geblieben, sich es erst von mir
sagen zu lassen.“

Ich bebtte vor Zorn, doch bezwang ich mich so weit, daß
ich, wenn auch mit vibrierender Stimme sagte: „Ich hätte
wohl erwarten dürfen, daß Sie sich, bevor Sie sich zu
seldsch schweren Beleidigungen hätten hinreißen lassen, ge-
nauer über die Sache informiert haben würden.“

„Ich bin ganz genau informiert,“ versetzte er zornig;
„man hat mich selbst über einzelne Details polizeilicherseits
ausgefragt, was ich als eine mir von Ihnen bereicherte Bloß-
stellung ansehe. Uebrigens habe ich zu fernem Parlemen-
tiren mit Ihnen keine Lust!“

Mit diesen Worten verschwand er durch die Thüre des
Nebenzimmers. Wie versteinert blieb ich stehen.

„Soll ich ihm nachgehen?“ schoß es mir durch den
Kopf. Nein, ich hätte mich dadurch nur ärgeren Grob-
heiten, vielleicht gar vor Frau und Tochter, ausgesetzt. Ich
verließ daher den Salon und fand draußen auf einem
Stuhle, den man hart an die Thüre gesetzt, meinen Hut
und Ueberzieher liegen. Während ich beides aufnahm, hörte
ich jemand sich räuspern; ich sah mich um und erblickte
ganz am Ende des langen Hausganges den verwünschten
Neffen, der, ohne mich zu beachten, zum Fenster auf den
Hof hinaus sah, indem er mir sein impertinentes Profil mit
der plumpen, fleischigen Stulpnase zuwandte. Sein höhni-
sches Lächeln steigerte meinen Zorn, und als er nun gar
noch das, vielleicht das einzige ihm aus unserer reichen
deutschen Musikkultur bekannte Lied: „Schmeißt ihn raus,
den Juden Jzig!“ zu summen anhub, da loderten, obwohl
ich weder Jude bin noch Jzig heiße, helle Flammen der
Wut in mir auf, ich wollte ihm zu Leibe gehen, ihn, den
Anstifter meines Unglücks, den Zerstörer meines süßen
Traumes zermalmen, entschied mich aber, schleunigst das
Haus zu verlassen, dessen Thüre ich so wüthig hinter mir
zuzog, daß sie krachend ins Schloß fiel.

Auf der Straße, von Wut, Scham und Aerger gejagt,
rannte ich wie ein Beseffener. Was Wunder daher, daß
ich beim Umbiegen um eine Straßenecke eine sehr corpulente
alte Dame, die von der entgegengesetzten Seite herankam,
beinahe umgerannt hätte. Nur durch eine geschickte Schwen-
kung nach rechts vermied ich eine fatale Carambolage. „Aber
halt! Was ist das?“ Ich glaubte an dem einen Fuße
festgehalten zu werden, stolperte und wäre unfehlbar meiner
ganzen Länge nach auf das Pflaster gestürzt, wenn mir
auch diesmal meine turnerische Gewandtheit nicht zu Hilfe
gekommen wäre, so daß ich mich aufrecht halten konnte;
nur mein Hut fiel. Ich bemerkte jetzt, daß sich mein Fuß
in der Schnur, an welcher die dicke Dame ihren nicht min-
der wohlgenährten Mops führte, gefangen hatte. Wüthend
und kläffend sprang der Köter um mich herum und verstrickte
dadurch meinen Fuß immer mehr. Ich versuchte die Schnur
mit der Hand von meinem Beine abzustreifen, wobei die
kleine Bestie nach mir schnappte. Einen kräftigen Fußtritt
gab ich ihr als wohlverdienten Lohn. Jedenfalls habe ich
dem Tiere mehrere Rippen eingestochen, wenigstens heulte
es derart in wirklich ohrzerreißender Weise, während seine
Herrin „Komm, süßer Joli, komm, armer Joli!“ rief, da-
bei konvulsivisch an der Schnur zog und mich mit es dadurch
unmöglich machte, mich zu befreien. „So lassen Sie doch
die Schnur los!“ schrie ich. Das that denn auch die Dame,
nahm ihren Liebling auf den Arm und beschenkte uns, den
Hund und mich, abwechselnd mit Schmeidelworten, wie:
„Mein süßes Herz!“ — „Sie roher Mensch!“ — „Du armes
Tierchen!“ — „Sie Grobian!“ — und mit noch mehr dergleichen
Ausbrüchen ihres übervollen Herzens, wobei aber der Ton
ihrer Stimme so weinerlich klang, daß ich wette, in ihren
Augen standen dicke Thränen, deren Anblick mir aber ver-
sagt blieb, da die Dame mächtig große blaue Brillengläser
trug. Ich hatte mich nun von der Schnur befreit und sah
mich nach meinem Hute um. Den erblickte ich nirgends,

Seines Glückes Schmied.

Roman

von

Ewald August König.

(Schluß.)

Einige Sekunden lang blickte Theodor Wundermann starr auf die Thüre, hinter der seine Frau verschwunden war, dann eilte er mit einer Verwünschung über den Korridor hinüber in die Bibliothek.

Als er sie nach einigen Minuten wieder verließ, trug er über dem eleganten Gesellschaftsanzuge einen weiten Paletot, dessen Brust- und Seitentaschen schwer bepackt zu sein schienen.

Mit hoch erhobenem Haupte stieg er die Treppe hinunter, unten im Hausflur begegnete er der Wärterin.

„Es ist nicht nötig, daß man heute Abend auf mich wartet,“ sagte er in kühlem, gleichgültigem Ton, „ich werde wohl spät nach Hause kommen, im Hause meines Onkels wird heute ein Fest gefeiert.“

„Zu dem ich Ihnen von Herzen Glück und Segen wünsche,“ erwiderte Frau Martha, indem sie zur Hausthüre schritt, um sie zu öffnen.

„Ich danke Ihnen!“ nickte er, „Glück kann jeder Mensch gebrauchen.“

Damit trat er auf die Straße hinaus, und die erste Person, die ihm begegnete, war sein Dienstmädchen, das er wohl erkannte, aber keiner Beachtung würdigte.

Hulda blieb stehen und blickte ihm nach, sie sah, daß er in einen Wagen stieg, der im nächsten Augenblick eilig von dannen fuhr, und eine Ahnung durchzuckte sie, daß sie schon zu spät gekommen sein könne. War der Abenteurer schon gewarnt worden und ergriff er in diesem Augenblick bereits die Flucht?

Sie öffnete mit ihrem Schlüssel die Hausthür und ging ins Gesindezimmer.

Frau Martha, die in der Leihbibliothek abonniert war, las einen Roman, Kaspar sah am Fenster und blies aus seiner kurzen Tabakspfeife dicke Rauchwolken vor sich hin.

Die erste Frage Huldas galt dem Baron, Frau Martha blickte einigermaßen befremdet auf.

„Haben Sie Ihren Bruder wieder mitgebracht?“ antwortete sie.

„Dann bleibt er vor der Thüre!“ sagte Kaspar mit einer Entschlossenheit, die keinen Widerspruch duldete.

„Er wird sich nicht noch einmal den Grobheiten unseres Herrn aussetzen,“ sagte Hulda kopfschüttelnd, „ich frage ja nur, ob der Herr Baron zu Hause ist.“

„Nein, er ist ausgegangen,“ entgegnete Frau Martha, „er feiert ja heute seine Verlobung mit Fräulein von Feldern.“

Sie vertiefte sich nach diesen Worten wieder in ihren Roman, Kaspar blieb auch in Schweigen versunken, Hulda holte eine Handarbeit und setzte sich in eine andere Ecke.

Fast eine Stunde mochte verstrichen sein, als der alte Mann wieder das Schweigen brach.

„Ich möchte wissen, wer die Dame gewesen ist,“ sagte er lakonisch.

„Was geht es uns an!“ erwiderte Frau Martha.

„Was ich nicht weiß, macht mich nicht heiß, und mit der Herrlichkeit hier nimm's ja für uns doch bald ein Ende.“

„Sehr bald!“ nickte Hulda. „Was war mit der Dame?“

„Die vorhin den Herrn Baron besucht hat?“ antwortete Kaspar. „Sie trat so herrlich auf, als ob sie zum Hause gehörte, ließ sich gar nicht abweisen und nachher sagte sie dem Herrn etwas in einer Sprache, die ich nicht verstand.“

Hulda sprang von ihrem Sitz empor, sie erinnerte sich der Befürchtungen, die Karl Ganter in Bezug auf die Frau des Barons ausgesprochen hatte.

„Und nachdem die Dame hier war, hat unser Herr das Haus verlassen?“ fragte sie. „Hat's vorher keinen Lärm droben gegeben?“

„Ich hab' nichts gehört,“ erwiderte der alte Mann, indem er die Asche aus seiner Pfeife klopfte; „die Dame ist zuerst fortgegangen.“

„Und den Herrn sehen wir nun nicht mehr wieder!“ rief Hulda. „Die Dame war seine Frau, sie hat ihn gewarnt, ich bin zu spät gekommen, um das zu verhindern.“

Frau Martha sah das Mädchen voll banger Besorgnis an.

„Sind Sie verrückt geworden?“ fragte sie. „Was soll das alles heißen?“

„Was das heißen soll?“ fuhr Hulda verwirrt fort. „Daß mein Bruder nicht mein Bruder, sondern mein Bräutigam ist und daß unser Herr Baron nichts weiter als ein Schwindler ist! Der wirkliche Herr Baron Franz von Feldern, der in Brasilien wohnt, ist heute hier angekommen, er wird bald mit der Polizei hier sein, dann erhält der Betrüger seinen Lohn.“

„Total verrückt!“ sagte Frau Martha.

„Das ist keine Verrücktheit,“ entgegnete Kaspar, dessen Blick unverwandt auf dem hochroten Antlitz des Mädchens ruhte. „Sie kann sehr recht haben, an diese Möglichkeit hab' ich auch schon gedacht. Wenn unser Herr nicht der Baron Franz von Feldern ist, dann ist er ein Betrüger, der es auf die Erbschaft abgesehen hat.“

sah aber statt dessen eine Anzahl Leute, die sich in meiner Nähe angesammelt hatten und die schadenfroh über das ihnen von mir unfreiwillig gebotene Schauspiel lachten. Einer unter ihnen, ein langer, hagerer Mann, der an seiner Zipfelmütze, den zwei Reihen blinkender Knöpfe am engen Wams, den Plumpfosen und den großen weißen Holschnabelschuhen als Fischer zu erkennen war, schien menschliches Mitleid zu empfinden, denn er zeigte grinsend mit seiner langstieligen thönernen Tabakspfeife in die Ferne, indem er mir zurief: „Da, da!“ Wichtig, da am Ende der Straße rollte mein Cylinder, gerade in der Gasse. Ich stürmte ihm nach, von allgemeinem Gelächter begleitet. Ein großer Hund kam mir in der Jagd zuver; ich sah, wie er ihn packte und ihn im Mäule lustig hin und her zerrte. Bevor ich noch zur Stelle war, hatte er ihn, durch einen Stodhieb dazu von seinem Herrn aufgefordert, fahren lassen. Weiter tanzte mein Hut, ich hinter ihm drein. Gottlob, jetzt sollte ich seiner habhaft werden; ein Wesen, eine Art Schusterjunge, dem der Hut gerade in den Weg kam, setzte seinen Fuß darauf und hatte die Freundlichkeit, ihn solcherweise festzuhalten, bis ich herankam und ihn aufheben konnte. Zertreten, zerbröckelt, bedeckt mit Schmutz und triefend von überfließendem Wasser, so bekam ich ihn wieder, den bis vor wenigen Minuten noch funkelnden neuen Cylinder, an dessen tiefschwarzem Glanze ich heute morgen noch meine heimliche Freude gehabt hatte. Ich schwenkte die Mäße vom Hute ab und suchte ihn mit dem Taschentuche abzutrocknen und ihn vom Schmutz zu reinigen. Ersteres gelang mir einigermaßen, mit letzterem aber hatte ich schlimmen Erfolg, statt ihn zu reinigen, vergrößerte ich nur noch die Schmutzstellen. Was konnte ich nun anderes thun, als ihn, wie er war, in die Stirne zu drücken. Mit hastigen Schritten und stoischer Verachtung für die, welche rechts und links fichernd und spöttehend über meine derangirte Kopfbedeckung an mir vorübergingen, eilte ich in das Hotel. Dort und auf meinem Zimmer angelangt, überließ ich mich dem ungezügelter Ausbruch meiner Wut; ich packte meinen Cylinder fest bei der Krümpe und hieb ihn mit solcher Wucht auf den Tisch, daß er sich wie ein chapeau claque zusammenlegte. Dabei hatte ich aber das Unglück, gleichzeitig mit der Faust dermaßen auf die Tischplatte aufzustößen, daß ich vor Schmerz laut aufschrie und, die verletzte Hand mit der andern fest auf die Wangengegend drückend, den einen Fuß pelikanartig in die Höhe ziehend, auf dem andern im Zimmer hinkend umherhüpfte. Bei diesem equilibristischen Exerzitiu traf mich der eintretende Kellner, dessen Klopfen ich wohl überhört haben mußte. Trotzdem wollte ich — das kam mir gerade recht — ihn gehörig über seine Klegerei abkangeln, allein das Wort erstarrte in meinem Munde vor Bestürzung über das, was er mir sagte:

„Von der Polizei ist soeben dieser Brief für Sie abgegeben.“

Ich nahm das Schreiben, von Angst durchschauert, entgegen, trat damit, als der Kellner das Zimmer verlassen hatte, an das Fenster und betrachtete mit dem Gedanken: „Welch neue Hiobsbotschaft mag es enthalten?“ das umfangreiche Couvert, das große Siegel. „Wut,“ sprach ich, „es komme, was da wolle!“ und riß den Brief auf. Ein „Himmel, sei gepriesen!“ entrang sich meiner gequälten Brust, denn in dem Couvert lag nur mein Paß, den ich beim Polizeidirektor hatte liegen lassen und den mir dieser hiermit wieder zustellte. Nun sah ich auf dem Tische einen zweiten Brief ganz kleinen Formats liegen. Zweifelsohne enthielt er die Karte, von der mir Sylter gesprochen hatte. Ich brach das Couvert auf und entnahm daraus eine Visitenkarte, auf der ich unter den lithographierten Worten: „Sylter und Frau“ las: „ziehen ihre Einladung zurück.“ Erschöpft von der Not des Tages warf ich mich auf das Sofa hin und legte mir die Frage vor: „Was soll ich auf diese Blamage thun?“ Ich kam indessen nicht dazu, mir zu antworten, denn an mein Ohr drang von unten herauf der Ton einer Glocke, welche die Hotelgäste zum Diner herbeirief. Hätte ich auch stundenlang auf dem Sofa gelegen, zu einem vernünftigen Gedanken über das, was ich thun sollte, wäre ich doch nicht gelangt, meine hundertlei Gefühle und Empfindungen hätte ich nicht zu entwirren vermocht, das wußte ich, deshalb folgte ich, obgleich mir der Appetit über all dem Mißgeschick vergangen war, meiner inneren Stimme, die mir sagte: „Zerstreu dich bei Speis und Trank,“ und eilte in den Speisesaal.

(Schluß folgt.)

Der Portikus der Haaskirche in St. Petersburg während der Osternachtsmesse, Christos vorkresse.

Von

Paul Fuhs.

(Bild S. 449.)

Je mehr in der heiligen Nacht vor Ostern in Petersburg der Reiger sich zur Mitternacht neigt, desto leerer werden die Verkaufstische und desto mehr füllen sich die Straßen, alles eilt zu Fuß und zu Wagen den Kirchen zu, um noch Platz beim Nachtgottesdienst zu finden, denn in den russischen Kirchen gibt es weder Bänke noch Stühle, auf welche die Reicherer abonnieren oder welche sie bezahlen müssen; in denselben müssen alle, Reiche und Arme, stehen, wo sie Platz gefunden, denn hier sind ja alle gleich.

Bald sind die Kirchen so überfüllt, daß die Thüren weit ge-

öffnet werden müssen, um die von der Ueberfüllung verursachte Hitze zu bekämpfen; vor den weit geöffneten Thüren, aus denen heller Kerzenglanz dringt, steht eine dicht zusammengedrängte Masse von Gläubigen, die keinen Platz in der Kirche gefunden, und von Bettlern, welche in allerlei Tonarten das Mitleid der Gläubigen zu erregen suchen und sie in des Heilandes Namen um eine Spende anflehen.

Sobald die Glocken ihre Metallstimmen erschallen lassen, wird die in der Kirche herrschende Helle blendend, fast unerträglich für die Augen, denn sowohl die im Innern der Kirche stehenden Gläubigen als auch diejenigen, welche in derselben keinen Platz gefunden, haben nach russisch-griechischem Kirchengebrauche Kerzen angezündet und halten sie in der linken Hand, während sie sich mit der rechten bekreuzen und die Worte: Gospodi pomilui (Gott, erbarme dich unser!), wiederholen.

Die Glocken schweigen, der Gottesdienst hat begonnen, eine tiefe, nur von der Stimme des Priesters unterbrochene Stille herrscht in der Kirche; da fangen die kleineren Glocken mit heller Silberstimme an zu klingen, die großen Glocken nehmen mit tiefen Metallklängen den Gesang auf, die Bassstimmen der Kanonen begleiten ihn in gemessenen Zwischenräumen. Das heilige Thor, das in russischen Kirchen das Innere des Tabernakels den Augen der Massen verschließt, öffnet sich, und gehüllt in seinen Festornat von Gold- und Silberstoff, der reich mit Perlen und Edelsteinen geschmückt ist, tritt der Geistliche, von seinem Klerus begleitet, vor den Ikonostas oder den äußeren Teil des Altars und verkündet: Christos vorkresse! (Christus ist auferstanden); Christos vorkresse! wiederholt der Sängerkhor, denn der russische Ritus verbietet die Instrumentalmusik; mit Recht hält er das schönste Instrument, das wir kennen, die menschliche Stimme, als das würdigste, Gott in seinem Tempel zu preisen.

Jetzt ist der Jubelgesang: Christos vorkresse, beendigt, die Nachstehenden drängen sich zum Priester, damit er die von ihnen mitgebrachten Ostereier, Osterbrote und Osterläse segne; sie neigen sich vor ihm, reichen ihm die Ostereier, tauschen mit ihm die drei Friedensläse aus, worauf er ihnen auch ein Osterei gibt und das Zeichen des Kreuzes über die ihm vorgehaltenen Eier macht. Nach der ersten Partie folgt eine zweite, dann eine dritte, mit jeder muß der Pope die drei Friedensläse und das Osterei austauschen und den Segen über die Eier sprechen. Während dieses geschieht, hört man im Innern der Kirche und außerhalb derselben dumpfes Gemurmel, der Nachbar gibt dem Nachbar, der Bekannte dem Bekannten, ja selbst der Unbekannte dem Unbekannten die drei Friedensläse, einen auf die Lippen und einen auf jede Wange, keiner darf diesen Kuß verweigern, nicht der Reiche dem Armen, keine Frau, kein Mädchen, denn die Weigerung wäre eine große Sünde. Wer den Kuß anbietet, sagt: „Christos vorkresse!“, worauf der andere ihm mit den Worten: „Vo istinu vorkresse!“ (Er ist in Wahrheit auferstanden), die verlangten Küsse gibt.

Nach einer kurzen Pause stimmen die Glocken wieder ihren Gesang an und die Frühmesse beginnt, die meisten warten sie jedoch nicht ab, sondern eilen nach Hause, sich an dem lang entbehrten Genuß von Eiern, Butter und Fleischspeisen zu laben, rasgovienia (das Fasten brechen), wie es auf russisch heißt. Denn die Russen haben die Sitte, wenn sie nach der Nachtmesse zu Ostern nach Hause zurückkehren, sich, bevor sie sich zur Ruhe begeben, an einen reichbesteckten Tisch zu setzen, auf welchem sich gefärbte Ostereier, Thee oder Kaffee mit Rahm und Milch, die sie während der sieben Fastenwochen, welche deren Genuß verbieten, entbehren mußten, befinden, ja meistens darf auch ein saftiger Schinken bei diesem Mahle nicht fehlen. Doch so sehr sie zu dem ersehnten Mahle eilen, werden die Kirchengänger, wenn sie nicht zu den Gläubigen gehören, denen Equipagen zu Gebote stehen, oftmals aufgehalten, um mit den sie Begegnenden die Friedensläse und das Christos vorkresse und das Vo istinu vorkresse auszuwechseln.

Der Künstler hat auf unserem Bilde den feierlichen Augenblick dargestellt, wo auf den Stufen des Portikus jener durch ihre Pracht von außen und innen einzigen Kirche, der Kathedrale des heiligen Isaak in St. Petersburg, zahlreiche Gläubige, die im Innern keinen Platz gefunden, unbedeckten Hauptes und Wachskerzen in ihrer Linken haltend, im gläubigen Gebet versunken harrten.

Das Alter der Bäume.

In einem Aufsatz der „Forstlichen Blätter“ spricht Forstmeister Geride in Breslau die Ansicht aus, daß das tausendjährige Alter deutscher Waldbäume eine Fabel sei, daß auch bei den sogenannten historischen Bäumen ein höheres Alter als 700—800 Jahre nicht nachgewiesen sei und daß kein deutscher Baum dieses Alter in gesundem Zustand erreiche. Bäume von so hohem Alter sind immer hohl und vegetieren nur als Ruinen fort. Geride kommt auf Grund eigener Untersuchungen, sowie von Mitteilungen, welche ihm seitens deutscher, österreichischer und russischer Forstakademien über das Alter der ältesten in den Sammlungen befindlichen Holzschnitten zugegangen sind, zu folgenden Schlüssen. Das höchste Alter, welches Bäume in gesundem Zustande erreichen können, findet sich nicht bei den Laub-, sondern bei den Nadelhölzern. Das höchste, thatsächlich durch Zählung der Jahresringe gefundene Alter beträgt 500—570 Jahre, und zwar erreichen dieses Alter die Fichte im Böhmerwald und die Kiefer in Finnland und Schweden. Das nächsthöhere Alter scheint der Weichanne zuzukommen, welche es im Böhmerwalde auf 429 Jahre brachte. Die Lärche erreicht ein höchstes Alter von 274 Jahren (in Bayern). Von den Laubhölzern scheint die Eiche am längsten zu widerstehen und zwar die Steineiche, von der das älteste gesunde Exemplar (Nischaffenburg) 410 Jahre zählt. Bei der Eiche waren die ältesten, bereits den Beginn der Kernsäule zeigenden Exemplare nur 315 und 320 Jahre alt. Doch wird die Steineiche viel stärker als die Eiche. Gerade der unter den historischen Bäumen am häufigsten vertretene Baum, die Linde, findet sich am seltensten in den Sammlungen; vielleicht ist dies ein Zeichen dafür, wie selten sehr alte und gesunde Linden vorhanden sein mögen. (Die berühmteste unter den historischen Linden ist die zu Neustadt am Kocher in Württemberg. Sie hat 12 1/2 Fuß Durchmesser, teilt sich bei 5—7 Fuß über dem Boden in sieben horizontale Äste, die durch vierundneunzig steinerne und sieben hölzerne Säulen gestützt sind. Die Linde, deren Alter Caspari 1868 auf höchstens 691 Jahre schätzte, vegetirt nur noch, ist ganz hohl und innen durch Mauerwerk gestützt.)

„Das ist er!“ unterbrach Hulda ihn eifrig, „und leider ist erst heute das alles an den Tag gekommen!“

„Na, dann ist unser Herr auch nicht zum Herrn Oberst gegangen,“ sagte Kaspar, indem er sich erhob, „dann war auch die Dame hier, um ihn zu warnen —“

„Und drum auch stand draußen der Wagen, mit dem er fortgefahren ist.“

Kaspar nickte und stieg die Treppen hinauf, die beiden folgten ihm; Frau Martha war noch immer ungläubig.

Oben in den Zimmern des Barons, wie auch in dem Arbeitskabinet und der Bibliothek des verstorbenen Freiherrn war alles in bester Ordnung; an den Siegeln zeigte sich keine Verletzung, Frau Martha triumphierte.

„Wenn er ein Betrüger und davon gelaufen wäre, dann hätte er doch das Geld mitgenommen,“ sagte sie, auf den Sekretär deutend, „die Siegel sind unverletzt, nun seht zu, wo ihr mit eurem Verdacht bleibt!“

Der alte Mann fand darin keinen Gegenbeweis, er zog seine Livree an und verließ das Haus mit der Erklärung,

er wolle zum Herrn Oberst gehen und sich überzeugen, ob dort das Verlobungsfest wirklich gefeiert werde.

Und dort erfuhr er die volle Wahrheit. Sein Herr hatte sich noch nicht blicken lassen, im Arbeitszimmer des Obersten warteten mehrere Herren auf ihn.

Kaspar ließ sich anmelden, er wurde sofort vorgelassen, seine Mitteilungen über den Besuch der Dame und die Flucht des Betrügers steigerten die Aufregung, in der der Oberst sich befand.

Franz von Feldern begrüßte Kaspar, der alte Mann erkannte ihn augenblicklich wieder, seine Augen füllten sich mit Thränen, er konnte jetzt nicht begreifen, daß er sich durch den Betrüger hatte täuschen lassen.

Der Hauptmann von Galen weilte in einem andern Zimmer bei seiner glücklichen Braut, nach einer kurzen Unterredung mit seinem Neffen hatte der Oberst in diese Verlobung eingewilligt, er sah ein, daß er auf diesem Wege am besten dem Spott begegnen konnte, den die Entlarvung des Abenteurers auch für ihn zur Folge haben mußte.

Die Nachricht, daß die Gerichtssiegel noch nicht verletzt seien, diente dem Oberst und dessen Sohn einigermaßen zur Beruhigung.

Wenn der Betrüger nichts mitgenommen hatte, so war es am Ende wünschenswert, daß er nicht vor Gericht gestellt und in öffentlicher Sitzung verurteilt wurde; mochte er im Auslande auf der Verbrecherlaufbahn weiterschreiten, bis sein Weg im Zuchthaus oder am Galgen endete!

Darüber waren die Herren nach langer Beratung einig geworden und es wurde nun beschlossen, daß der Oberst und Franz von Feldern den alten Mann begleiten sollten, um die Siegel zu besichtigen.

Sie wollten eben ihren Weg antreten, als Karl Ganter sich anmelden ließ.

Er hatte den Haftbefehl in der Tasche und erwartete, den Abenteurer in der Wohnung des Obersten anzutreffen; sein Antlitz umwölkte sich, als er den Bericht Kaspars vernahm.

„Gehen wir!“ sagte er ohne langes Bedenken, „es mag



Am Steppenbrunnen. Zeichnung von A. Karasin. (S. 454.)

sein, daß wir die Siegel unverletzt finden, trotzdem wette ich hundert gegen eins, daß die Wertpapiere verschwunden sind.“

„Wie wäre das möglich?“ fragte der Oberst erbleichend.

„Sie werden es an Ort und Stelle erfahren; ich hegte Verdacht seit dem Tage, an dem ich entdeckte, daß der Herr Baron von Feldern eine Säge und einen Bohrer kaufte.“

„Wenn Sie mir nur diesen Verdacht berichtet hätten!“

„Welche Antwort würden Sie mir darauf gegeben haben, Herr Oberst? Beweisen konnte ich nichts, Sie hätten meine Vermutungen nicht gelten lassen, Ihren Neffen höchst wahrscheinlich vor mir gewarnt und mir dadurch die weiteren Nachforschungen erschwert.“

Sie hatten während dieser Unterredung das Haus schon verlassen, mit raschen Schritten schlugen sie den Weg zur Wohnung des Abenteurers ein.

In den Straßen wurden die Gaslaternen bereits angezündet, die Luft war rau und schneidend.

„Wenn der Schuft die Wertpapiere mitgenommen hat, dann muß er mit aller Energie verfolgt werden,“ sagte

der Oberst nach einer langen Pause mit heiserer Stimme, und Franz von Feldern nickte schweigend.

„Dann überlassen Sie die Verfolgung mir,“ erwiderte Ganter, „ich werde seine Spur finden und ihn einholen. Mit dem Haftbefehl in der Tasche kann ich auch im Auslande seine Verhaftung verlangen, und bin ich dem Wild auf der Fährte, so hege ich es auch, bis es zusammenbricht.“

„Das wäre kein Gewerbe für mich!“ flüsterte der Baron, der mit seinem Onkel, dem Geheimbeamten und dem alten Diener vorausschritt.

„Auch nicht für mich,“ erwiderte der Oberst, „aber wenn wir solche Leute nicht hätten, wüßten uns die Verbrecher bald über den Kopf. Polizelement, so lang ist mir dieser Weg noch nie geworden!“

Nach einigen Minuten hatten sie das alte Haus erreicht, Hulda öffnete ihnen; von dem Abenteurer war seit seinem Fortgange nichts mehr gehört noch gesehen worden.

Sie eilten hinauf in das Zimmer, in dem die versiegelten Schränke standen; die Siegel waren in der That unverletzt.

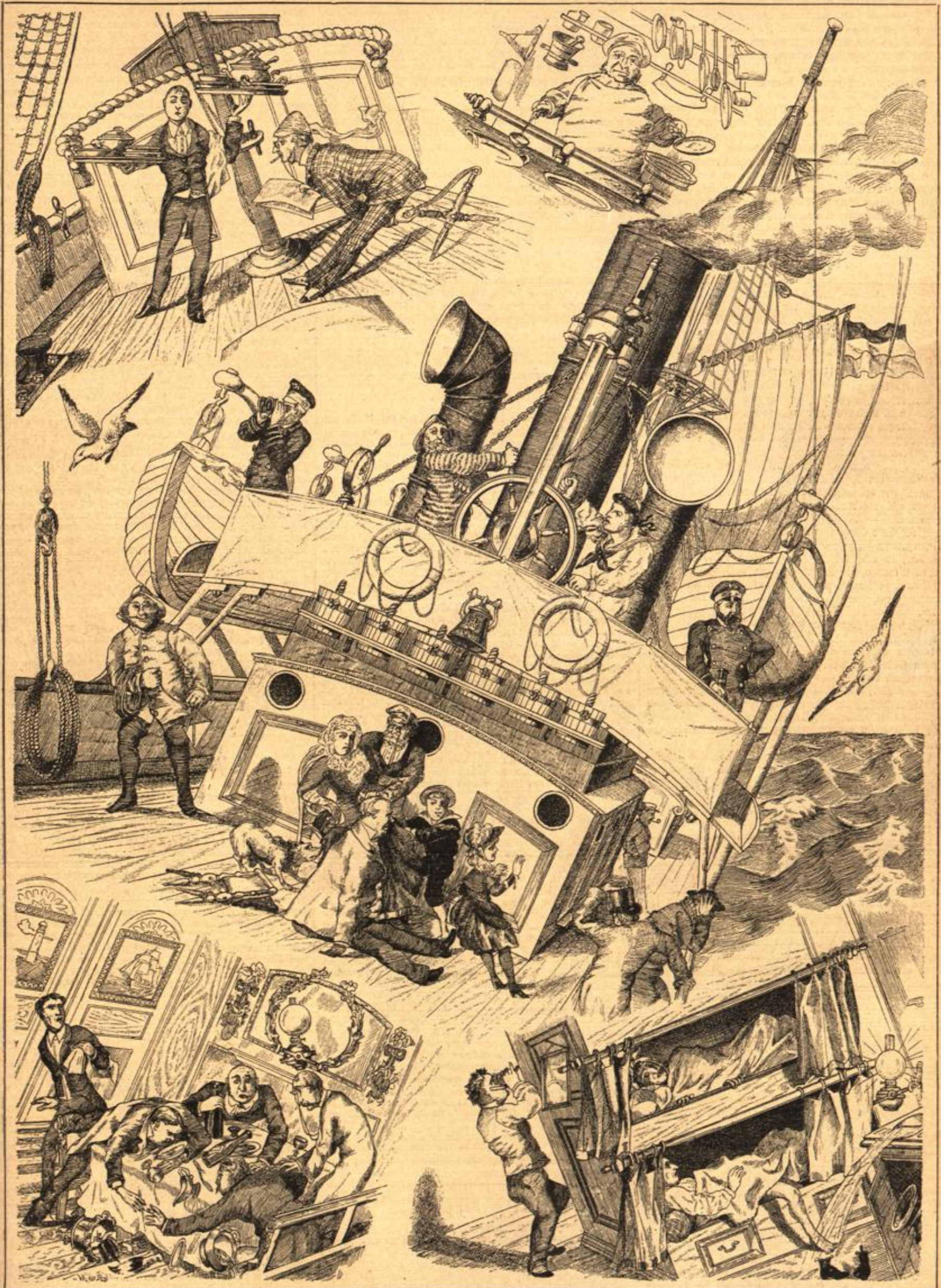
Karl Ganter öffnete die Thüre der Tapetenwand, die dieses Zimmer von der Bibliothek trennte, hastig nahm er die Bücher fort, die hinter dem Sekretär standen.

„Und nun überzeugen Sie sich, meine Herren, wie richtig meine Vermutung war!“ sagte er, auf die Tapetenwand deutend, die hinter dem Sekretär in Fugen herunterhing. „Die Rückwand des Sekretärs ist geschickt herausgelöst, es muß eine mühsame Arbeit gewesen sein, denn diese Wand bestand aus festem Eichenholz. Damit allein war das Werk noch nicht vollendet, er mußte auch die hinteren Wände der Schubladen mit Bohrer und Säge bearbeiten, um die Papiere herauszuholen zu können; wie Sie sehen, ist ihm das gelungen, die Schubladen sind leer!“

Der Oberst kniete schon längst vor der zertrümmerten Wand, er griff in alle Schubladen hinein und mancher Fluch entfuhr dabei seinen Lippen.

Dann untersuchte er in furchtbarer Erregung auch die Wand hinter dem Silberschrank.

„Gott sei Dank, hier ist noch alles unverletzt,“ sagte er mit einem schweren Atemzuge.



Beim Seegang. Originalzeichnung von J. Vahr. (S. 454.)

„Und das Verlorene hoffe ich Ihnen auch noch zu retten,“ erwiderte Santer zuversichtlich, „nur muß ich um eine kleine Geldsumme bitten, damit ich die Kosten der Reise bestreiten kann.“

Franz von Feldern nahm einige Banknoten aus seinem Portefeuille und überreichte sie ihm; Karl Santer unterzog die Bohnräume des Entflohenen einer flüchtigen Besichtigung, richtete an Hulda und Frau Martha einige Fragen und verließ dann das Haus.

Als die Gerichtssiegel am Tage nach der Flucht Wundermanns abgenommen wurden, stellte es sich heraus, daß der Abenteuer nur einen, freilich den größeren Teil der Wertpapiere mitgenommen hatte. Immerhin war der Rest des Nachlasses noch bedeutend genug, um den Oberst aus allen Geldverlegenheiten zu befreien, Martha mit einer ihrem Stande entsprechenden Aussteuer zu beglücken und die Summen auszuzahlen, die Franz von Feldern sich von der Erbschaft für Minna Lenders und die Geschwister Santer ausbedungen hatte.

Erst nach sechs Tagen kehrte Karl Santer zurück, er hatte sein Versprechen eingelöst, nur ein geringer Betrag fehlte an der geraubten Summe, die er wieder mitbrachte.

Es war ihm vor seiner Abreise noch gelungen, den Kutscher zu entdecken, der den Flüchtling und dessen Begleiter zur ersten Nebenstation der Eisenbahn gefahren hatte.

Dort war einer der Herren mit einem Billet, das auf die nächste Hauptstation lautete, eingestiegen, weitere Nachforschungen ergaben, daß der Flüchtling den Weg nach Basel verfolgt hatte.

Karl Santer schloß hieraus, daß Wundermann in Basel die Wertpapiere zu verkaufen und dann seine Reise nach Italien fortzusetzen gedachte, um sich dort einzuschiffen.

In Basel verlor Santer anfangs die Spur des Flüchtlings, indessen ergaben seine Erkundigungen bei den Geldwechslern und Bankgeschäften sehr bald, daß er sich in seinen Vermutungen keineswegs geirrt hatte.

Ein Herr, dessen Signalement genau mit der äußeren Erscheinung des angeblichen Barons von Feldern übereinstimmte, hatte bei einem Bankhause deutsche Staatspapiere verkauft und dafür einen namhaften Betrag in Empfang genommen.

Diese Entdeckung spornte Santer zu weiteren Nachforschungen an, einige Stunden später hatte er das Hotel gefunden, in dem der Flüchtling wohnte. Abermals verstrichen Stunden, bis es ihm gelungen war, sich die Hilfe der Polizei zu sichern, dann erst konnte er, von einem Beamten begleitet, den Abenteuer aufsuchen, um ihn zu verhaften.

Theodor Wundermann stand im Begriff abzureisen, sein Hut und eine kleine Reisetasche lagen auf dem Tisch, er wartete nur noch auf den Wagen, der ihn zur Bahn bringen sollte, und seine heitere Miene bekundete, daß er keine Gefahr fürchtete.

Jenny hatte ihm ja versprochen, daß sie den Baron veranlassen wolle, auf die Verfolgung zu verzichten, und fand man nach seiner Flucht die Siegel unversehrt, so dachte wohl niemand daran, die Rückwand des Sekretärs zu untersuchen.

Erst am nächsten Tage, nachdem die Siegel abgenommen worden waren, konnte der Raub entdeckt werden, dann aber konnte man lange suchen, ehe man den Weg fand, den der Flüchtling eingeschlagen hatte.

Man suchte ihn ohne Zweifel zuerst in den Seehäfen, an die Schweiz und an Italien dachte man sicherlich nicht, er konnte längst in Sicherheit sein, wenn man endlich die richtige Spur entdeckte.

Das freilich verhehlte er sich nicht, daß das Zuchtshaus sein Los war, wenn er verhaftet wurde, und nichts war ihm fürchterlicher als der Gedanke an diese Möglichkeit.

Und als Karl Santer nun plötzlich eintrat und sich sofort der Reisetasche bemächtigte, da wußte Wundermann, daß jetzt alles für ihn verloren war.

Er sah das Geld, auf das er seine ganze Zukunft gebaut hatte, in den Händen seines Verfolgers, sah hinter diesem in der offenen Thür die Uniform des Polizeibeamten, — Wut und Verzweiflung übermannten ihn, ehe Santer es verhindern konnte, hatte er seinen Revolver aus der Brusttasche geholt und den ersten Schuß auf seinen Verfolger abgefeuert.

Die Kugel durchlöchernte den Hut Santer und zerschmetterte den Thürpfosten, ohne weiteren Schaden anzurichten, in der nächsten Sekunde fiel auch schon der zweite Schuß, mit dem Wundermann sein verlorenes Leben beendete.

So lautete der Bericht Santer, nachdem er dem Obersten in Anwesenheit des Barons das gerettete Geld übergeben hatte, und mit der Belohnung, die er und sein Bruder empfangen, konnten beide zufrieden sein.

Rudolf Santer übernahm eine kleine Gastwirtschaft und führte Hulda an demselben Tage heim, an dem Hugo Roscholl mit Helene vor den Altar trat.

Moritz Wurm hatte schon früher den Ehebund mit seiner Braut geschlossen und den eigenen Herd gegründet, die beiden ernteten nun durch die Freigebigkeit des Barons reichen Dank für die seinem Kinde gebrachten Opfer.

Der Oberst bewohnte fortan das Haus seines Bruders, das er mit allem Comfort ausstattete und in dem auch Frau Martha und der alte Kaspar ihr Heim behielten; Franz von Feldern und Hermance blieben bis zur Trauung Martha und kehrten dann nach Brasilien zurück.

Hermann begleitete sie, er hatte nun doch seinen Abschied genommen, auf der Plantage seines Vaters wollte er sich nützlich machen, er war ernster und solider geworden, und der Oberst ließ den Sohn, wenn auch mit schwerem Herzen, ziehen; Franz von Feldern versprach ihm, einen tüchtigen Menschen aus ihm zu machen.

Jenny erfuhr das Ende ihres Vaters in London, wohin sie schon am Tage seiner Flucht mit Henry Flotwell zurückgekehrt war.

Sie betrauerte ihn nicht mehr, ihre einstige Liebe zu ihm war erloschen, die Schande hatte er ins Grab mitgenommen, sie konnte auf sein Kind nicht zurückfallen.

Master James Wellingsford hielt Wort, er unterstützte das Talent Flotwells mit seinem Vermögen und der Tag kam, an dem Henry Flotwell reichen Ruhm und klingenden Lohn für seine Erfindung erntete.

Niemand nahm herzlicheren Anteil an seinem Erfolg als Jenny, ihre Augen leuchteten, als sie ihm, dem auch jetzt noch schüchternen und bescheidenen Freunde, Glück wünschte.

Und als er nun mit dieser schüchternen Bescheidenheit ihr sagte, daß sein Glück erst dann vollkommen sei, wenn sie es mit ihm teilen wolle, da gab sie ihm freudig ihr Jawort, und Georg Holby, der nicht minder freudig diesen Bund segnete, behauptete mit voller Berechtigung, Henry sei in Wahrheit der echte und rechte Schmied seines Glückes gewesen!

Am Steppenbrunnen.

(Bild S. 452.)

Viele Tagereisen weit erstreckt sich im südlichen und südöstlichen Rußland die Steppe, die man eher mit „Wüste“ bezeichnen sollte, da sie nur stellenweise eine magere Vegetation aufweist. Während in den nördlichen Regionen die ausgedehnten Steppen mit dichtem, hohem Gras bewachsen sind, gedeihen im sonnenverbrannten Süden nur kümmerliche Pflanzen, — holzige, blattlose Sträucher, die höchstens dann von den Kamelen und Pferden abgenagt werden, wenn es an jedem andern Futter fehlt. — Endlos geht es so in der unansehnlichen Ebene fort, — kein Baum, der dem Wanderer Schatten und Kühle gewährt, — kein grünes weiches Fleckchen, auf dem er die müden Glieder strecken könnte! Scharen von Krähen, Tauben und Wüstenhühnern bevölkern die öde Gegend, und bei Nacht sind es die Schakals, welche mit ihrem kläglichem Geheul die ruhende Karawane umschleichen, hoffend, ihren nie befriedigten Hunger durch einige Abfälle füllen zu können. Aber auch diese Abfälle sind von gar magerer Art; bei solchen Reisen kann man sein Reittier nicht mit viel Proviant beladen; Datteln und Reis bilden in der Regel die Hauptgerichte, und wenn dabei der Magen knurrt, so zieht man einfach den Gürtel fester, bringt die Pfeife in Brand und vertröstet sich auf die Zeit, wo man in der nächsten Stadt das Versäumte nachholen wird. — Weit wichtiger ist bei solchen Märschen die Wasserfrage. Die Schlauhe, die man beim Austritt aus der Karawanenerei gefüllt, sind in wenigen Stunden bereits leer, und jetzt heißt es froh sein, wenn man nach langem Suchen an eine Pflüze gelangt, wo Menschen und Tiere den Durst stillen können. Gleichviel ob das Wasser schlammig und trübe aussieht und ob es bitter oder salzig schmeckt, es ist immer besser so, als hätte man gar keines, und so wird denn rasch Proviant geschöpft, um für die kommenden Stunden gesichert zu sein. — Allein auch diese Verhütung nimmt eines Tages ein Ende. Man hat bereits eine gute Strecke abgemacht und gehofft, auf einer Stelle, wo das Strauchwerk üppiger wächst, die ersehnte Labung zu finden, — doch vergebens! Die Zunge klebt am Gamm und das Verlangen, dieselbe zu befeuchten, wird um so dringender, je hoffnungsloser die Dinge stehen. Auch die Pferde leiden; sie kommen nur mühsam vorwärts, straucheln bei jedem Schritt und lassen wehmütig die Köpfe hängen. . . . Plötzlich spürt das Tier des Führers die Ohren und stößt ein kurzes Wiehern aus, ein Ruf, den die anderen Pferde beantworten, während sie nun mutiger und kräftiger ausbrechen. In weiter Ferne wird ein niedriger Gebirgszug sichtbar, dem dünne Dunstwolken entsteigen und gegen welchen die Karawane in gerader Richtung losstürmt. Nach und nach vereinigen sich mehrere Pfade in einen einzigen, der nun als breitgetretener Weg gegen den Höhenzug hinführt. — Ohne Zweifel — dort gibt es Wasser! Das letzte Stück legen die Pferde in turgem Trab zurück, und jetzt zeigt sich der Eingang in eine niedere Schlucht, inmitten welcher ein dunkles Loch den freudig überraschten Wanderern entgegenlächelt. . . . ein Brunnen! Rasch springt man aus dem Sattel, windet die Leine los und befestigt daran ein Trinfgeschirr. Der Brunnen ist tief; das Seil reicht nicht und muß zu wiederholtenmalen verlängert werden, bis schließlich das ersehnte Plättchen des tauchenden Gefäßes an die Ohren schlägt. Nun rennt einer der Leute mit dem Ende des Seils fort, das über einer von zwei anderen gehaltenen Stange läuft, und — endlich erscheint der Eimer voll des klarsten, frischesten Wassers! Mit wonnervollen Zügen wird da getrunken, bis man nicht mehr kann, dann erhalten die durstigen Tiere ihren Teil.

Wie viele Generationen mögen da an diesem Brunnen Labung gefunden haben! Für kein langes Bestehen zeugen die Spuren der Stride, welche in die harte Feldwand fast fußtiefe Rinnen eingerieben haben; möglich, daß hier schon zu biblischen Zeiten Durstige gestopft haben, um aus der Tiefe Erquickung und frische Kraft für den weiteren Marsch zu schöpfen.

Beim Seegang.

(Bild S. 453.)

Junmer stärker bläst der Wind über die See. Ihn kummert's nicht, daß die Wogen höher und höher gehen und das Schiff in argen Schauern gerät; ihn rühren auch nicht die vielen bleichen Gesichter, die gar so elend und sorgenvoll auf das dunkle Meer und in das noch dunklere Gewölke hinausblicken, als wollten sie

fragen: „Wann endet diese Qual?“ Im Gegenteil, er scheint Spaß daran zu haben; denn laut und höhnlich pfeift und lacht er in der Tafel und wirft den ohnehin schon so armfälligen Menschen auch noch zum Ueberdruß den kalten, salzigen Wellenschaum ins Gesicht. Trotzdem bleiben viele auf Deck, denn in der Kajüte ist's greulich. „Ein nettes Vergnügen!“ höhnt eben ein vider Herr, der zur Erholung ins Seebad reist, da purzelt er hinterwärts von seinem Klappstuhl und sollert über den Boden fort. Die Umstehenden sehen es, halten sich krampfhaft fest und neigen sich in Vorsicht recht nach vorne. Aber das Schiff ist boshaft, wirft sich schnell herum, und in stummer, unfreiwilliger Verbeugung stürzen alle kopfüber zu Boden. Am schlimmsten aber geht's den Damen. Wie sind die vor der Abfahrt so hübschen, blühenden Gesichter nun gar so bleich und schreckhaft! Und wenn du auf eines derselben schaust, trifft dich ein vorwurfsvoller Blick, der dich daran mahnt, daß es keine geeignete Zeit ist, Betrachtungen anzustellen. Aber ein neuer Anfall der Seekrankheit macht selbst diesen Blick unmöglich und wir sind froh, daß das Heulen des Windes wenigstens die nun folgenden kläglichsten Laute des Leidens überdeckt. Wen aber das Schicksal verschont, macht einen Spaziergang über das Schiff, ein Unternehmen, eines Seiltänzers würdig. Wie ein Betrunkener schwankt man einher, lacht sich selbst aus, faßt hier ein Tau, hält sich dort an einem Matrojen, der dabei mit breitem Mund uns gutmütig anlacht, oder man greift gar im Galen nach einer Dame, die ohnedies genug mit sich selbst zu schaffen hat. Da gibt's drollige Szenen in Menge und trotz des allgemeinen Jammers Stoff genug zum Lachen, und besonders die Mannschaft des Schiffes hat viel Spaß und mancher verzieht das Gesicht, um sich's nicht merken zu lassen und nicht herauszulachen. Aber drunten in der Kajüte ist's noch schlimmer, da tanzen Bilder und Spiegel vor den Augen, daß einem ganz kurios zu Mute wird, und Teller und Gläser klappern dazu, und wer zu Tische sitzt, hat Mühe beim Essen, begiebt sich mit Getränken und Saucen, wirft seine Weine um und benimmt sich ungeschickt wie ein kleines Kind. Aber den meisten ist die Lust zum Essen genommen, sie liegen in ihren Kojen, stöhnen und seufzen, stehen bald fast auf dem Kopfe, dann wieder aufrecht oder wollen gar nach vorne heraus aus der Bette fallen. Solcher kritischen Momente zeigt unser drolliges Bild eine Fülle, und wer sie selbst mit durchleben will, geht an die Nordsee, legt sich in ein Hotel, wartet Sturm ab und fährt dann auf möglichst kleinem Dampfer zu einem der Inselbäder. Dann mag's ihm vielleicht gar ergehen wie einem Herrn, der uns mit liebenswürdiger Offenheit die Geschichte seiner Badereise nach Helgoland erzählte, der unterwegs seerkrank wurde, in der Kajüte lag, nicht ausstieg, sondern, um die üble Sache gleich in einem abzumachen, mit Anwendung des Schiffes nach Hamburg zurückkehrte. Und konnte er nun auch von der schönen Insel weniger erzählen als gar nichts, von der Seekrankheit desto mehr, und das ist doch auch eine Reiserinnerung.

Karl Rollbach.



Aus allen Gebieten.

Behandlung und Bereitung des Thees.

Zur Bereitung einer guten Tasse Thee bedarf es der sorgfältigsten Behandlung. Das Wasser, welches man dazu benötigen will, darf nicht zu hart sein, auch ist es nicht ratsam, schon einmal aufgekochtes Wasser zu verwenden, weil solches schon in den meisten Fällen einen metallischen Geschmack vom Kessel angenommen hat. Der Theetopf, welcher zur Bereitung des Thees dienen soll, ist am besten aus Steingut bestehend. Theetöpfe aus Metall geben dem Thee einen Metallgeschmack. Das Quantum Thee, welches aufgegossen werden soll, muß für eine große Tasse Thee das Gewicht eines deutschen Zehnpfennigstückes haben, nimmt man weniger, dann wird der Thee zu flau. Nachdem man den Theetopf mit warmem Wasser ausgepült und das wirklich kochende Wasser über den Thee gegossen hat, läßt man ihn fünf Minuten ziehen und gießt das Getränk dann vollständig in die Tassen ab. Will man den Aufguss nicht gleich ganz genießen, so gieße man ihn in einen andern, etwas erwärmten Behälter über, und stelle das Gefäß auf Wasserdampf oder an einen andern warmen Ort. In dem Topfe, worin der erste Aufguss sich befindet, würde das Getränk nach längerem Stehen auf den bereits genugsam ausgezogenen Theebüchsen schon einen Teil seines schönen Aromas verlieren und einen bitteren Geschmack annehmen. Zur Aufbewahrung des Thees sollte nur eine gut verschlossene Dose aus Blech oder Porzellan dienen, auch ist darauf zu achten, daß der Thee nicht gerade neben stark riechenden Gewürzen oder getrocknetem Kaffee zur Aufbewahrung kommt.

Rosenöl aus frischen Rosenblättern.

Eine Leipziger Firma hat im Jahre 1884 den Versuch gemacht, aus frischen Rosenblättern Rosenöl zu destillieren, und hatte nach ihrer Angabe 3 Kilogramm dieses edlen Parfüms erhalten. Die Firma legte eine eigene größere Rosenpflanzung an, um die Versuche fortzusetzen, doch ist davon bis jetzt nichts bekannt geworden. Eine andere deutsche Firma, die bekannten Rosenküchenbesitzer Gebrüder Schultze in Steinfurth, richtete auch im vorigen Jahre eine Destillation von Rosenöl aus selbstgeerntetem Material ein und hatte damit einen guten Erfolg. Wie viel Rosenblätter die Leipziger Firma zur Gewinnung der 3 Kilogramm Öl gebraucht hatte, war in dem Bericht nicht angegeben. Die Steinfurth'sche Firma hat aus 25 Kilogramm Rosenblättern 16 Gramm demisch reines Öl erhalten, während 25 Kilogramm Blätter von Bourbon, Remontant und Theerose nur 6 Gramm ergaben.

Infolge der überaus sorgfältigen Destillation übertrifft das deutsche Erzeugnis das türkische bei weitem und wird demnach im Handel erscheinen, wo es gewiß ganz selbständig seinen Weg machen wird. Das deutsche Rosenöl soll außer einem weit feineren kräftigen Geruch auch eine größere Gefrierfähigkeit besitzen.

Der schneiden der Kugelkartoffeln.

Bei dem nicht lange mehr ausstehenden Termine für die Kartoffelanzucht dürften nachstehende Mitteilungen nicht ohne Interesse sein. Prof. Dr. Wollny hat nachgewiesen, daß die Augen an der Kartoffelknolle, abgesehen von Neben Umständen, an dem Gipfelende sich eher entwickeln, als an der Seite und zuletzt am Nabelende, sowie daß das Produktionsvermögen der Gipfeltriebe ein größeres ist, als das der seitlichen und diese wieder höhere Ernten liefern, als diejenigen des Nabelendes. Bei Anwendung geschüttelter (halbkugeliger) Knollen zur Saat kann der Schnitt nach Professor Wollny in viererlei Weise erfolgen: entweder in der Richtung der Längsachse, so daß jede Hälfte die Hälfte der Augen des Nabels und Gipfelendes enthält, oder rechtwinklig zur Längsachse, so daß die eine Hälfte die Augen des Gipfelendes, die andere die des Nabelendes aufweist. Man kann demnach dreierlei Arten von Halbkugelknollen erhalten: Längshälften, Nabelhälften, Gipfelhälften. Die Frage, welcher Art des Schnittes der Vorzug zu geben sei, wird in Rücksicht auf die uns bekannten Unterschiede in der Entwicklung der Augen in den verschiedenen Regionen der Mutterknolle a priori beantwortet werden können. Die größere Triebkraft der Endknospen deutet jedenfalls darauf hin, daß die Gipfelhälften höhere Erträge liefern wird, als die Nabelhälften, und da die Längshälften zur Hälfte die Augen beider Enden enthält, läßt sich annehmen, daß die auf diese Weise halbierten Kartoffelknollen in den Erträgen zwischen denen jener beiden ersten Kategorien stehen werden. Um dieses experimentell festzustellen, hat nun Professor Wollny eine größere Reihe von Versuchen ausgeführt, in welchen außer auf verschiedene Weise halbierten auch große und mittelgroße Kartoffeln angewendet wurden. Durch diese Versuche wird bestätigt, 1) daß von den auf verschiedene Weise geschnittenen Knollen die Gipfelhälften die höchsten, die Nabelhälften die geringsten Erträge liefern und von Längshälften ein zwischen den vorigen beiden stehender Erfolg erzielt wird; ferner zeigt sich 2) daß die Erträge der aus Gipfelhälften gezogenen Pflanzen meistens die der Pflanzen aus mittelgroßen Knollen übertreffen; 3) daß die größten Saatknochen bei gleicher Pflanzweite höhere Erträge, als die auf verschiedene Weise halbierten Knollen geben. Unter gewissen Bedingungen wird man freilich von halbierten und geviertelten Knollen, ja selbst von Augenstücken dieselben Erträge erzielen, wie von großen ganzen Knollen, nämlich dann, wenn man enger aussäht, als diese. Man eilt aber dann von dem kleineren Saatgut zum großen Teil kleine Knollen; die Qualität bleibt also auch unter solchen Verhältnissen eine schlechtere, als bei der Verwendung großer ganzer Knollen, von welchen unter allen Umständen die qualitativsten Erträge erzielt werden. Bei zweckmäßiger Auswahl der Reifezeit ist das größte Saatgut in allen Fällen das beste.

Wie soll man sich im Eisenbahnwagen schlafen legen?

Die meisten Ärzte raten den Reisenden, sich so zu legen, daß der Kopf gegen die Lokomotive gerichtet ist. In dieser Lage werde das Blut durch die Bewegung des Zuges aus dem Kopfe getrieben, was einen leichteren und ruhigeren Schlaf verschaffe. Wenn man dagegen, wie oft geschieht, die Füße gegen die Lokomotive richtet, so ströme das Blut aus dem Untertorper nach dem Kopfe, verschleuche den Schlaf und bringe in vielen Fällen heftige Kopfschmerzen hervor. Dutton gründet diese Ansicht auf eigene Erfahrung und die Erfahrung langjähriger Reisender, welche die von ihm angegebenen Regeln allgemein und längere Zeit beobachteten.

Ueber nasse Räucherung der Fleischwaren.

Das neuerdings vielfach empfohlene Verfahren der nassen Räucherung von Fleischwaren ist folgendes: Man nimmt zum Räuchern des Speckes, der Schinken und der Würste eines Schweins auf je 120 Pfund Gewicht 1 Pfund Ganzholz von reiner Holzfeuerung, wie solcher sich in den unteren Teilen einer jeden Eiche ansetzt (aber keinen von Kohlenfeuer erzeugten), kocht denselben mit 10 Quart Wasser so lange, bis er zur Hälfte eingedunstet ist, läßt alsdann die Abkochung vollständig erkalten, seigt sie durch ein Tuch und gibt zwei bis drei Hände voll Kochsalz hinzu. In diese Flüssigkeit legt man kleine Würste ¼ Stunde, größere Blut- und Schmalzwürste ½, große Ragen- und Cervelatwürste ¾—1, Speck, je nach Größe 6—8, Schinken 12—16 Stunden. Das Einlegen selbst nehme man einige Tage nach dem Schlachten vor, nachdem das zu Räuchernde an einem luftigen Orte gehörig abgetrocknet ist. Hat man die Einlage in die oben beschriebene Flüssigkeit beendet, so müssen die betreffenden Fleischsorten ebenfalls an einem luftigen Orte gut getrocknet werden. Der Geschmack der auf die angegebene Art der Räucherung behandelten Würste, Schinken etc. ist ein weit angenehmerer, als der durch gewöhnliche Holzräucherung erzeugte, und die Ausführung dieser Art von Räucherung äußerst einfach und billig.

Rezepte.

Ein einfaches, aber sehr gutes Fleckenwasser kann man bereiten, wenn man vier Eßlöffel voll Salmiakgeist, vier Eßlöffel voll starken Weingeist und einen Eßlöffel voll Salz zusammenmischet. Nachdem man diese Mischung gehörig durchgeseiht hat, trägt man sie mittels eines Schwammes oder eines wollenen Lappchens auf den Flecken auf und reibt denselben tüchtig ein. Flecken von Harz und Teer müssen zuvor durch ein wenig Butter erweicht werden. Als ein vorzügliches Mittel, allerlei Unreinigkeiten und Flecken aus Kleiderstoffen zu entfernen, wird auch eine Mischung von Terpentinöl und Salmiakgeist bestens empfohlen.

Eine Stiefel- und Schuhwichse (Vereinigte Staaten Patent Nr. 325,320 für L. Colburn in Gardner, Mass.) besteht aus 1 Teil Klauenfettöl, 4 Teilen Alkohol, 15 Teilen Schellack, gefärbt mit Kienruß, so viel als nötig.



Humoristische Blätter

Anekdoten und Witze.

Kaiser Karls V. Ohrgehänge.

Bei der Sichtung der im Haus- und Familienarchiv des österreichischen Kaiserhauses befindlichen Dokumente stößt man mitunter auf anekdotische Details, die allerdings den Historiker sehr kühl lassen, trotzdem aber ein bedeutendes rein menschliches Interesse haben. Eine Probe davon mag die nachstehende Mitteilung bieten: Kaiser Karl V., der weltbeherrschende Habsburger, hatte sich nach seiner Abdication im Jahre 1556 bekanntlich in klösterlicher Zurückgezogenheit unablässig mit Uhren und anderen mechanischen Werken beschäftigt. Einer handschriftlichen, bisher noch nicht veröffentlichten Mitteilung ist nun zu entnehmen, daß der Kaiser eine minutiöse, äußerst zierliche Schlaguhr als Ohrgehänge zu tragen pflegte. Man entnimmt diese Thatsache einem Briefe, datiert aus Paris vom 1. Dezember 1610, welcher die Unterschrift des niederländischen Gesandtschaftssekretärs Simon trägt. Um diese Zeit war bekanntlich Erzherzog Albrecht von Oesterreich Statthalter in den Niederlanden, welcher gleich seiner Gemahlin, der Infantin Isabella, eine große Vorliebe für mechanische Kunstwerke und Varietäten hegte. Unter anderem wünschten die erlauchtesten Herrschaften nach dem damals herrschenden Geschmack zwei Schlaguhren kleinster Form zu besitzen und beauftragten ihren Gesandten in Paris, solche ausfindig zu machen oder zu bestellen. Mit Hilfe guter Freunde setzte sich Sekretär Simon mit einem Pariser Uhrmacher ersten Ranges in Verbindung, welcher ihm jedoch unumwunden erklärte, es gebe keinen Menschen seiner Profession und wenn er auch eine noch so geschickte, seine Hand hätte, der so kleine Schlagwerke herzustellen vermöchte. Was in dieser Art vorhanden sei, wäre unverkündet, von zweifelhaftem Wert und weiter nichts, als eine niedliche Spielerei, ähnlich jenem Schlaggähnen, welches Seine Majestät Karl V. als Ohrgehänge trug. (Comme Charles V., qui en portoit une a son oreille pour pendant de dicelle.) Wir erfahren somit aus dieser durchaus lauten Quelle, wie weit des Kaisers Vorliebe für die Uhren ging. Schließlich gelang es dem Gesandtschaftssekretär denn doch, den Uhrmacher zur Anfertigung der verlangten Uhr zu bewegen, nachdem derselbe erklärt hatte, das Geschäft ohne jedwede Garantie für den richtigen Gang und nur um den Preis von 70 Livres für jedes Schlagwerk riskieren zu können. Aber bald darauf mußte der ehrsame Meister seinen Entschluß wieder geändert haben, denn schon am 4. Dezember mußte der Sekretär zu seinem Leidwesen berichten, das Geschäft sei rückgängig geworden und der Künstler habe erklärt, er wolle weder hoch noch niedrig hintergehen und die Uhr um gar keinen Preis in Arbeit nehmen, weil seine Ehre dabei zu holen sei und dem Befürworter mit dem Werke nicht gedient wäre. Erzherzog Albrecht ließ sich indeß in seinem Vorhaben nicht irre machen und nach vielen Bemühungen gelangte er im November 1611 in den Besitz der beiden Miniaturuhren, die ein anderer Pariser Uhrmacher lieferte, aber um den Preis von 297 Livres und 2 Sous.

Aus der Mädchenschule.

Lehrer: Welches sind die letzten Zähne, die wir bekommen?
Mariechen: Die falschen Zähne.

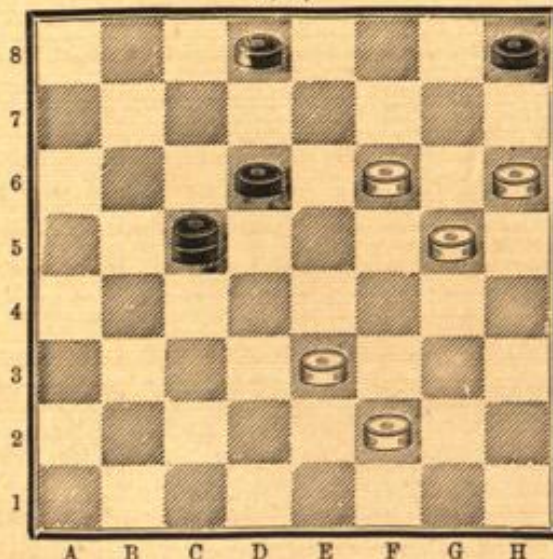
Vor der Wohlthätigkeitslotterie.

Der Advokat: „Sag mal, liebe Frau, was soll ich denn von unseren Sachen zur Verlosung schicken?“
Die Frau: „Einen von Deinen Prozeß, dann wird wenigstens einmal einer gewonnen!“

Damespiel.

Aufgabe Nr. 10.

schwarz.



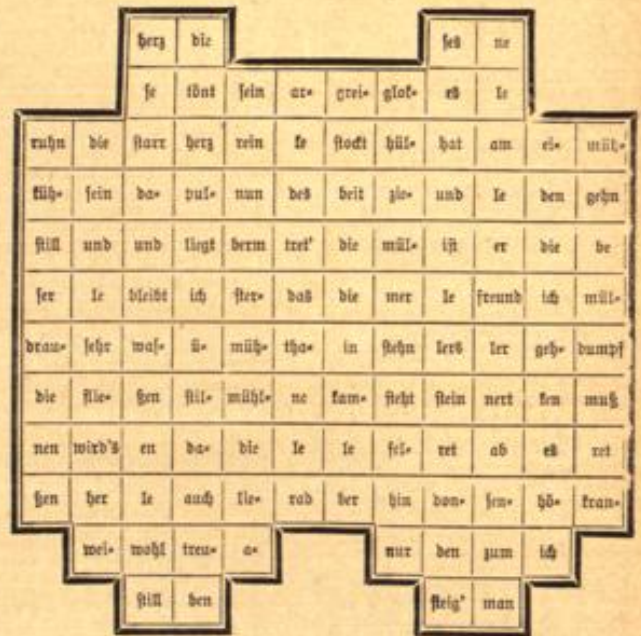
weiß.

Weiß zieht und gewinnt.

Auflösung der Damespiel-Aufgabe Nr. 9 Seite 407:

Weiß.	Schwarz.
1) D2—C3	1) D. G7—A1 am besten.
2) G5—F6	2) D. A1—G7.
3) F4—G5	3) H6—F4.
4) C5—B6	4) A7—C5.
5) D. A3—E3 und gewinnt.	

Rösselsprung.



Kleine Korrespondenz.



Hrn. B. R. in Erfurt. Nicht ganz ohne Talent, wenn auch zum Abdruck nicht geeignet. Lebt sich übrigens bedenklich an Schiller an.

Hrn. A. D. in Wien. „Ein Schritt“ werden wir gelegentlich im Feuilleton von „Illustrirte Romane aller Nationen“ zum Abdruck bringen. Frau Franziska Janta in Königsberg. Gewünscht ist unter Kreuzband an Sie abzugeben.

Hrn. C. Kulmt in Völkerei. Wenden Sie sich mit Ihrer Anfrage an die Redaktion der in München erscheinenden „Chemiker-Zeitung“.

Frau Emilie Berger in Hannover. Wir empfehlen Ihnen als ein sehr hübsches Konfirmationsgeschenk das im Verlage von D. Schölag in Leipzig erschienene Werk: „Das Vaterunser“, Gedicht von August Walthmann, mit hübschen Illustrationen und elegant eingebunden. Das wird sicher gefallen und ist der Stimmung der Feier entsprechend.

Hrn. Baurat v. M. in Zwidau. Vielen Dank für die freundliche Auskunft.

Postabonnent in L. Das gewünschte Oelbrenndruckbild „Wolf und Lamm“ können Sie durch die Post nicht beziehen, dieselbe nimmt bekanntlich Bestellungen auf Kunstblätter nicht an. Unsere Verlagshandlung ist aber bereit, Ihnen das hübsche Bild gegen Franko-Einsendung des Betrages von Mark 1.50 — es ist dies der Vorzugspreis, auf welchen Sie als Abonnent Anspruch haben — direkt durch die Post zu übermitteln.

Max Schmidt in Berlin. Der Spruch heißt:

„Doch oder platt,
Drog oder nat,
Der oder Win,
Groß oder fin,
Wercht nicht mutt et fin!“

und ist von Klaus Groth.

Hrn. J. Krämer in Chicago. Versuchen Sie es zuerst mit Baden-Paden, Wiesbaden oder Cannstatt.

Hrn. B. in Deuthen. Das Lied: „Ich trinke dich, himmlischer Morgenstau“, beisteht: „Frühlingstau“, ist von G. E. Hölzer sowie von Haefer komponiert; erstere Komposition ist zum Preise von 1 Mark, letztere zu 75 Pfennig durch alle Musikalienhandlungen zu beziehen.

Hrn. D. Lempe in Königsberg. Nehmen Sie sich vor dem Rhein in acht. Lesen Sie das bekannte Gedicht über die Gefährlichkeit des Rheins von H. Müller von Königsberg.

Hr. Otilie Ganzleben in Werseburg. 1) So halt und halb. 2) Benjamins. 3) Kommt ein schlander Durst gezogen — ja wohl, aber sagen Sie es vorher Ihrer Frau Mama. Wir möchten dann jedoch nicht zugehen sein.

Hrn. C. v. H. in B. Wir glauben eher, daß es spanische Weine sind — nach dem Ausweis der betreffenden Handelskaten. Man hat gar nicht nötig, den Wein mit Anilin zu färben. Wozu gäbe es denn die herrlichen Blaubereen?

Richtige Lösungen von Rebus, Rätseln, Charaden etc. sind uns zugegangen von: Alphonse Guerillot, Heidelberg; Kamill Heller, Jansbrud; Hugo Sieber, Hilsenbach; Louis Eberhard, Groheuterddorf; F. Daehne, Hamburg; Helene Beyer, Freiburg i. B.; Blanche M. Stuttgart; Adolf Brauer, Milwaukee; Berthilde Zimmermann, Chicago; Fritz Meier, Düsseldorf; Martha Haller, Zürich; Charlotte von S. Berlin.

Korrespondenz für Gesundheitspflege.

R. L. Die bekannte Sprachheilkunst von Rudolf Denhardt, bisher in Burgheim i. B., wird mit 1. April nach Gießen in Th. (Villa Hainstein) verlegt werden. Es ist dies ohne Zweifel eine viel günstige geographische Lage, als es die bisherige war.

Abonnent in N. Das Räumen mit einem Bleistift ist nicht schädlich, es aber das Fortschreiten des Ergrauens verhindert, ist zum mindesten sehr fraglich. Ein wirklich unschädliches Haarfärbemittel ist die sogenannte perlefarbene Haarfärbung — das Nähere hierüber zu finden in dem Buch: Die Haut und das Haar, von Dr. med. Glasen, Verlag von Gumbert in Stuttgart — und auch das Haarfärbemittel von Rosend Danthauer in Augsburg.

J. J. in Schallk. im Breisgau. Die kleinen roten Blättern sind entzündete Mieser; durch Waschen mit kummerfeldischem Wasser oder mit Jodtinktur werden dieselben beseitigt.

W. Dr. es in Giesleben. Gegen rote Wangen gibt es kein Mittel. Dr. Sch.

Antworten.

Auf 25, wie alte Goldborten wieder rein und glänzend gemacht werden können (s. 25): Man thut ein Stüchchen Gyps (etwa 1 Kubikcentimeter) in ein Viertel Liter warmes Wasser, taucht die Borte ein, drückt sie aus, reibt vielleicht auch ganz leicht und spült nochmals aus. — In 3-5 Minuten ist die Reinigung vollzogen und neuer Glanz wieder

da. Dann wird nochmals in Wasser abgspült und zwischen reinen Lappen getrocknet. Da Gypsalkali jedoch sehr giftig, so ist äußerster Verzicht geboten.

Redaktion: Otto Baisch und Hugo Rosenthal-Bonin in Stuttgart.
Verantwortlich: Hugo Rosenthal-Bonin.

Inhalts-Übersicht.

Text: Die Mine von St. Gerolam, Roman nach dem Englischen von W. Wanda. Fortsetzung. — April, Gedicht von Fr. von Seidl. — Das Osterfest und die Karwoche in Rom, von G. Hebenbach. — Neue Ruffkappe. — Tierärztliche Mittheilungen, mitgeteilt von Karl Weh. — Die verhängnisvolle Diamantinsel, Humoreske von Viktor Ladden. Fortsetzung. — Der Fortitus der Jankstische in St. Petersburg während der Übernachtsreise. — Christos vorkrass, von Paul Fuchs. — Das Alter der Pyramiden. — Neues Glücksspiel. Roman von Ewald August König. Schluss. — Am zerronnen. — Beim Segen, von Karl Kollbach. — Aus allen Gebieten. — Humoreske. — Dämmerung. — Dämmerung. — Kleine Korrespondenz. — Illustrationen: April, Zeichnung von H. Wacom. — Tierärztliche Mittheilungen: Der kleine Adam Goldschmidt, ein Panther und Löwe. — Die Mine von St. Gerolam. — April, lieber April! Sag mir, doch Du es nicht, gethan hast. — Oftern in St. Petersburg: Am Osterfest in der Jankstische, nach einer Skizze von A. Beyer. — Am Steppenbrunnen, Zeichnung von A. Rarasin. — Beim Segen, Originalzeichnung von J. Beyer.

Deutsche Verlags-Anstalt (vorm. Ed. Hallberger) in Stuttgart.

In unserem Verlage ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen:

Dichten und Denken.

Gedichte von
Auguste Meyer.

89. Elegant gebunden Preis M. 3. —; fein gebunden mit Goldschnitt und reicher Gold- und Schwarzdruck-Verzierungen Preis M. 4. 50.

Wird getrimmte Empfindungsstärke einer Seele, die sich in all dem nüchtern verstandesgemäßen Drängen und Treiben einer materiell gesättigten Zeit den Glauben an die idealen Güter der Menschheit bewahrt hat und ihm voll Innigkeit in formgewandtem Ausdruck huldigt.

Das elegant ausgestattete Büchlein eignet sich vortrefflich zu Geschenken, besonders jetzt auf Ostern.

Ankündigungen.

Die fünfmal gelobte Kampfreise über deren Raum 1. Mart.

PARIS



GRANDS MAGASINS DU

Printemps

GRÖSSTES MODEMAGAZIN

Seidenstoffe, Wollstoffe, Tuche, Cattune, Damenhüte, Kleider, Mantel, Mädchen- und Knaben-garderobe, Unterröcke, Morgenkleider, Ausstattungen für Damen u. Kinder, feine Damenwäsche, Corsetten, Spitzen, Leinen, Taschentücher, Weisswaren. Vorhangs, Möbelstoffe, Polsterwaren, Möbel, Betten, Hemden, Strumpfwaren, Herrenkleider Regenschirme, Handschuhe, Shawls, Cravatten, Blumen, Federn, Posamentieren, Bänder, Kurzwaren, Pariser Nippachen, Silberzeug, Parfümerien, Galanteriewaren, u. s. w.

Man verlange

das PRACHTVOLL ILLUSTRIRTE ALBUM, enthaltend 541 neue Modekupfer für die Sommer-Saison, welches

Soeben erschienen

(in deutscher oder französischer Sprache). Die Zusendung desselben erfolgt gratis und franco auf frankirte Anfragen an

Jules JALUZOT & Co

in PARIS

Mustersendungen der grossartigen Vorräthe des PRINTemps ebenfalls franco. Wir bitten dabei um genaue Angabe der gewünschten Stoffe. Spedition nach allen Weltgegenden.

„Monopol-Seide“ — ganz gefolgt — auf Lyoner

Stühlen gewoben — neuer, fleischwarmer, schmelzweicher Seidenstoff für Roben und Konfektion. — G. Hennebergs Monopol-Seide vereinigt in sich die denkbar solideste Färbung und das edelste flammende Rohmaterial, verarbeitet auf Lyoner Webstühlen besten Systems — mit einem Worte: ich gebe damit das Beste, was die heutige Seiden-Industrie mit allen Erzeugnissen der Technik zu nur irgend geben kann.

Nur echt, wenn auf der Kante eines jeden Metres eingedruckt ist:

G. HENNEBERGS „MONOPOL“

Ich offerire vorläufig sechs Qualitäten:

Qual. 1. — 52 c/m. br.	Qual. 2. — 54 c/m. br.	Qual. 3. — 56 c/m. br.
Qual. 4. — 58 c/m. br.	Qual. 5. — 60 c/m. br.	Qual. 6. — 62 c/m. br.

Preis 4.90 od. R. 3.25 d. B. Preis 5.90 od. R. 3.85 d. B. Preis 6.90 od. R. 4.45 d. B.
Preis 7.90 od. R. 5.10 d. B. Preis 8.95 od. R. 5.70 d. B. Preis 10.25 od. R. 6.75 d. B.
pr. metre porto- und postfrei ins Haus geliefert ohne irgendwelche Nachzahlung. Käufer gern zu Diensten. — Roben- und Kleidstoffe nur direkt zu beziehen von G. Hennebergs Seidenstoff-Fabrik-Depot (Königl. u. kais. Hoflieferant) in Zürich. 1154

Hoflieferant. Ritter h. O.

Seiner Gesundheit und Börse wegen sollte Jedermann ausschliesslich nur die seit 1876 mittelst 22 Centralgeschäfte (Hauptgeschäfte Berlin) und 600 Filialen in Deutschland eingeführten

OSWALD NIER

garantirt reinen ungegypsten (französischen) Natur-Weine (rothe und weisse) (echter Weintraubensaft) trinken!

[No. 59]

Jede Flasche muss mit dieser Garantiemarke verlackt sein. Ehren-diplom Neumarkt 1885.

C. L. Flemming
Klobenstein b. Schwarzenberg i. S.
empf. kleine Letztwagen f. Kinder u. Er-wachsenen m. abgedr. Eisenachs.

gut beschlag. 25 50 100 Ko. Tragfähig. 12, 18, 24, 30, 36, 42, 48, 54, 60, 66, 72, 78, 84, 90, 96, 102, 108, 114, 120, 126, 132, 138, 144, 150, 156, 162, 168, 174, 180, 186, 192, 198, 204, 210, 216, 222, 228, 234, 240, 246, 252, 258, 264, 270, 276, 282, 288, 294, 300, 306, 312, 318, 324, 330, 336, 342, 348, 354, 360, 366, 372, 378, 384, 390, 396, 402, 408, 414, 420, 426, 432, 438, 444, 450, 456, 462, 468, 474, 480, 486, 492, 498, 504, 510, 516, 522, 528, 534, 540, 546, 552, 558, 564, 570, 576, 582, 588, 594, 600, 606, 612, 618, 624, 630, 636, 642, 648, 654, 660, 666, 672, 678, 684, 690, 696, 702, 708, 714, 720, 726, 732, 738, 744, 750, 756, 762, 768, 774, 780, 786, 792, 798, 804, 810, 816, 822, 828, 834, 840, 846, 852, 858, 864, 870, 876, 882, 888, 894, 900, 906, 912, 918, 924, 930, 936, 942, 948, 954, 960, 966, 972, 978, 984, 990, 996, 1000.

Fabrik für Kinder, Büsten-halter und Holzwaren.

Handwagen in 18 Grössen 2-12 ftr. Tragkraft. Franko nach allen St., Deutschland u. Oesterreich. Gegenbockwagen, Kleiderbügel, Militärs-unstöße und Knopfgeheln. 1105

Egmont Hammer,
Forst i. R.,
Zugfabrik.

Verband von Bundesstaaten in Dörren- und Runden-Auflagen, schwarzen Zügen, Kammgarnstoffen u. in beliebiger Meterzahl direkt an Private zu Fabrikspreisen. Muster und Aufträge über 20 A. postfrei.

Schönheit des weiblichen Körpers von Dr. med. Gleich, enthaltend 26 vorzüglich wirkende Mittel, u. a. gegen gelbe und rote Flecken, unteine, brüchige und sonnenbrannte Haut, entfernt Runzeln, Sommersprossen, Werten, Leberflecke u. unedigen Haarwuchs. Verleiht Gesichtsfarbe, Augen, Mund, Hals, Brust und Arme, Haarfarbe mittel. Haarwuchs. Schönebühnen (Lack vir-ginalis). Preis 1 Mark.

Verlag von C. G. Mann Jr., Leipzig.

Pianinos, billig, bar od. Raten. Kosten-freie Probensendung, Prospekt gratis. Fabrik Weidenslaufer, Berlin NW.

Friedrichshaller

Bitterquelle, in Folge verbesserter Fassung jetzt viel reicher an mineralisch. Bestandtheilen, noch wirksamer und deshalb billiger als bisher. Altbewährtes Heilmittel bei: Verstopfung, Trägheit der Verdauung, Verschleimung, Hämorrhoiden, Magenkatarrh, Frauenkrankheiten, trüber Gemüthsstimmung, Leberleiden, Fettsucht, Gicht, Blutwallerungen etc. Friedrichshall bei Hildburghausen. Brunnendirektion.

Max Grünbaum.

Bijouterie-Fabrik. Berlin W. 95, Leipziger Str.

Bijouterien in Gold-Doublé, Silber, Nickel-Oxyd und Jet. Neuheiten im Renaissance- und Kokoko-Stil. Broches, Armbänder, Colliers, Medallions, Kreuze, Kämme, Nadeln, Knöpfe, Chatelaines, Nickelketten, Uhrbräuelen etc.

Granaten und Korallen Massiv goldene Kluge mit echten Steinen. Simili-Brillanten in echter Goldfassung.

Granat-Armband. Preis 18 Mk. Preis 13 Mk. 10 Mk. Massiv Gold. Paar 9 Mk.

Pracht-Katalog mit 683 Illustr. wird auf Verlangen nach allen Ländern der Welt gratis und franko versandt.

Prämirt Amsterdam 1883. Export. Nürnberg 1885.

Grünbaums Panzer-Uhrketten. Herrenketten Stück 5 Mk. Damenketten mit eleg. Quaste Stück 6 Mk.

Wortlaut des Garantie-Scheins, welcher jeder Kette beigelegt wird: Für die bei mir gekaufte mit Dukaten-Gold vergold. Kette übernehme ich 5 Jahre Garantie, d. h. ich zahle den dafür erzielten Preis zurück, falls die Kette innerhalb 5 Jahren den goldenen Schein verliert. Berlin, den Max Grünbaum.

Auflage 344,000; das verbreitetste aller deutschen Blätter überhaupt; außerdem erscheinen Liebermanns in zwölf fremden Sprachen.

Die Modenwelt. Illustrierte Zeitung für Toilette und Handarbeiten. Wöchentlich zwei Nummern. Preis vierteljährlich M. 1.25 — 75 Kr. Jährlich erscheinen: 24 Nummern mit Toiletten- und Handarbeiten, enthaltend gegen 2000 Abbildungen mit Beschreibung, welche das ganze Gebiet der Garderobe und Leibwäsche für Damen, Mädchen und Knaben, wie für das ganze Familienleben, sowie die Toilette und die Handarbeiten in ihrem ganzen Umfange.

12 Beilagen mit etwa 200 Schnittmustern für alle Gegenstände der Garderobe und etwa 400 Muster-Vorgeschnungen für Weiß- und Wollstoffe, Kammgarnstoffe etc.

Abonnements werden jederzeit angenommen bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. Probe-Nummern gratis und franco durch die Expedition. Berlin W., Potsdamer Str. 38; Wien I., Operngasse 2. 1005

Gesucht Agenten und Reisende zum Verkauf von Saffee, Thee, Reis und Hamburger Cigarren an Private gegen ein Honorar von 500 Mark und gute Provision. 1144

Samburg. J. Stiller & Co.

PATENT- Besorgung und Verwertung. J. Brandt, Zivil-Ingenieur, Berlin SW., Anhaltstrasse 6.

Stottern!! heilt schnell und sicher die Anstalt von Robert Ernst, Berlin W., Potsdamerstrasse 37. Prospekt gratis u. franko. Honorar nach Heilung.

Trunksucht heilt ich durch mein vorzügliches Mittel und liefere auf Verlangen umsonst gerichtlich geprüfte und eidlich erhaltene Zeugnisse. Heilmittel Heilf. Fabrikant in Dresden 10. 1135

Galvanische Niederschläge von den in unseren Journalen „Ueber Land und Meer“ und „Illustrierte Welt“ erschienenen Illustrationen werden fortwährend zum Preise von 10 Pf. pr. Quadrat-Zentimeter abgegeben. Stuttgart. Deutsche Verlags-Anstalt.

Mondamin.

Für Kinder u. Kranke sind Mondamin-Milch-Suppen u. Mondamin-Milch-Speisen besonders leicht verdaulich, nahrhaft und wohl-schmeckend (Mondamin erhöht die Verdaulichkeit der Milch). Zu feinen Speisen, Puddings u. zur Suppenver-dickung vorzüglich (Ersetzt Gelatine).

Mondamin ist ein entöltes Mais-Product, Fabr. Brown & Polson, k. e. Hof. Paisley (Schottland) und Berlin, Heiligegeist-Str. 35 u. ist in feinen Eswaren- u. Drog.-Handlg. in 1/2 u. 1/4 engl. Pf.-Packeten zu haben.

Mondamin erhöht die Verdauung, ist ein entöltes Mais-Product, Fabr. Brown & Polson, k. e. Hof. Paisley (Schottland) und Berlin, Heiligegeist-Str. 35 u. ist in feinen Eswaren- u. Drog.-Handlg. in 1/2 u. 1/4 engl. Pf.-Packeten zu haben.

Methode des verordneten Sachverständigen!!!

Bitte zu ver-langen Verlangen Sie

Prospekte und Probe-briefe gratis Buchführung für Schrift-schreiber gratis. Jede Schrift wird schön geschrieben.

zum tüchtigen Geschäftsmann.

Adresse bitte genau: Erstes kaufmännisches Unterrichts-Institut „Postfach“ in Wien.

Briefliche Kaufmännische Ausbildung Prospect, Probebrief gratis, franco. Erstes Deutsch-Handels-Lehr-Institut Otto Siede-Elbing.

Etabliert Julius Gertig, 1843. etabliert Ferdinand Gertig, 1883. Fonds- und Lotterie-Geschäfte, auch Bade-Anstalt, Hamburg. Referenz die Börse seit 1843. Devise: „Und wiederum hat man bei Gertig Glück!“ — Prospekt an Kunden gratis und franko. Gewinnzahlung in bar, nicht in Loose! — Keine Börsen-spekulation. Gewinnresultate 1885 brillant! — Correspondenz: Englisch, Französisch, Dänisch, Schwedisch. 1070